

Karla

Eine Woche nach der verheerenden Gasexplosion in einem Düsseldorfer Wohnhaus haben sich am Sonnabend der mit Haftbefehl gesuchte Hausbesitzer Hartmut L. und sein Freund Harald K. gestellt. Die beiden Männer wurden allerdings nicht im Zusammenhang mit der Explosion gesucht, die sechs Menschen das Leben kostete, sondern wegen eines Brandanschlags auf dasselbe Haus vor einem Jahr. Die beiden Gesuchten erschienen am Morgen im Beisein ihrer Rechtsanwälte bei der Polizei in X, erklärten die Ermittler in Düsseldorf.

Drei Zeugen hatten ausgesagt, L. habe K. gegen ein Erfolgshonorar von 40 000 Mark angestiftet, das Feuer am 12. März vergangenen Jahres zu legen. Der Brand war damals von Bewohnern des Hauses frühzeitig entdeckt und gelöscht worden. Nach Angaben des Staatsanwalts soll K. dann einen bisher unbekanntem Dritten mit dem Versprechen von 20 000 Mark zur Legung des Brandes angestiftet haben.

Der Deutsche Mieterbund betonte, daß dies kein Einzelfall sei. "Es hat in der Vergangenheit immer wieder Fälle gegeben, wo zumindest der Verdacht bestand, daß Vermieter Brände verursacht haben, um eine Wohnung leer zu bekommen", sagte der Geschäftsführer des Mieterbundes, Stefan Kampmann, dem XXX Rundfunk.

Der Haftrichter hatte am Sonnabend vergangener Woche einen Haftbefehl gegen Hartmut L. und Harald K. noch abgelehnt, weil ihm die Aussagen der Zeugen zur angeblichen Anstiftung zum Brandanschlag nicht ausreichten. Auf die Beschwerde der Staatsanwaltschaft hin hatte ein zweiter Haftrichter am Dienstag dann einen Haftbefehl gegen die beiden Männer erlassen.

Einige der Fenster waren schön anzusehen, das von Frau Kleiber im zweiten Stock etwa mit den violett surrenden Windrädern. Harald König hätte gern eine Dachterrasse gehabt, ein Stückchen nur, ein Eckchen mit Tomatenpflanzen, und er verhandelte über die Terrasse mit dem Hausbesitzer, der aber Angst hatte, was daraus entstünde. Die Kinder im Haus - es gab außer den beiden Töchtern der Feiges noch andere - waren außergewöhnlich dünn und

zart, jedes nicht mehr als eine Handvoll; man sah sie nur selten. Zu der Zeit, als Frau Stojan, Mariellchen, sich verliebte und zum Arzt ging, was für große Aufregung sorgte, denn es war unter den Hausbewohnern nicht üblich, zum Arzt zu gehen, zog Reinhard ein, in die seit langem, immer schon, hieß es, leerstehende Wohnung im ersten Stock.

Worauf du dich einläßt, sagte Frau Liebschner am Tag, an dem Reinhard einzog, zu ihrem Mann. Es ist nichts dabei, sagte Liebschner, der Hausbesitzer, unter dessen vielen Ängsten die Angst, daß seine Frau, die von Natur aus unglücklich war, die nur schwarz sah und seit vielen Jahren ihre Depression und den Tag mit Hilfe von Medikamenten überstand, die Angst, daß seine Frau, über die er doch Bescheid wußte, recht behalten könnte, nicht die geringste war. Warum, Herrgott, soll ich die Wohnung nicht vermieten. Verluste über Verluste und das Mädels in Frankreich, erregte sich der Hausbesitzer, und seine Frau sagte: Wenn du dich da bloß auf nichts eingelassen hast.

Liebschners wohnten nicht im Haus, sondern im Wolfsgrund, in einer Villa, nicht weit vom See. Im Gegensatz zu seiner Frau kannte der Hausbesitzer inmitten der Alltagsorgen, die allerdings wuchsen und wucherten, lichte Flecken im Leben, Lüste, die ihn trieben, riß ihn von Zeit zu Zeit ein Tatendrang mit, was stets Reue und neue Schwierigkeiten - Schwierigkeiten, für die der Hausbesitzer sich keine Lösung vorzustellen vermochte - zur Folge hatte.

Plissier, der im ersten Stock neben der leerstehenden und dann von Reinhard's Bruder Roland für Reinhard angemieteten Wohnung lebte, kümmerte sich nicht um sein Fenster zur Straße; die Scheiben waren blind, an einem Haken in der Hausmauer hing eine Frauenschürze, so schmutzig und steif, daß sie nicht einmal mehr im Wind flatterte - dabei war sie einmal geblüht gewesen und hatte der Vormieterin von Plissier gehört, die gestorben war.

Frau Stojan hatte früher einen Laden betrieben, in der es Tonvasen und -teller, Tierfiguren aus Ton und Wachs, Metall und anderem Material und Kerzen gab. Sie sprach oft von der

vergangenen Zeit, als sie noch jeden Morgen eilen und laufen mußte mit nichts im Magen, um den Laden - den sie allerdings Galerie nannte - rechtzeitig aufzuschließen, und noch Jahre nach der Pleite, als sie längst von der Sozialhilfe lebte, reiste sie im ganzen Viertel umher, um die Menschen aufzusuchen, mit denen sie als Galeriebetreiberin Bekanntschaft geschlossen hatte. Damals war sie verheiratet gewesen, es hatte Freunde gegeben. Jetzt war sie schon seit langem verliebt, weshalb sie trank, denn ihre Liebe hatte nirgendwo hingeführt, keine Heimlichkeit, keine Abende im "Blue Moon", ihr Verliebtsein war alt geworden, wie eine Krankheit, wogegen die Reisen ins Viertel, die Besuche nicht aufkamen: sie hörte den Geliebten drunten umhergehen, sie lauschte jeden Morgen auf das Husten im Bad.

Reinhard wußte nicht, wie man Sachen tat, einkaufen oder einen Spaziergang machen, Bier trinken, einen draufmachen, beschwor der junge Weinzierl ihn, wenn sie sich am Eingang trafen, rausgehen, zur Ecke, zur Kreuzung vorn, wo vielleicht was los war, mal rausgehen aus dem Haus, bevor die Decke Reinhard auf den Kopf falle. Wie das war, Dinge zu tun, versuchte Reinhard sich oft mit aller Anstrengung vorzustellen; was andere in seiner Lage tun würden, versuchte er sich vorzustellen, doch es half nichts. Der junge Weinzierl aus dem Erdgeschoß lebte zu der Zeit praktisch allein. Frau Weinzierl war nach Goslar gereist, um sich um ihre kranke Schwester zu kümmern, und niemand wußte, ob sie, die Mutter des jungen Weinzierl, jemals wieder aus Goslar zurückkehren würde. Der Vater war ein Trinker. Wenn sie sich trafen, im Treppenaufgang oder im Hof bei den Mülltonnen, sagten die Hausbewohner, der junge Weinzierl sei, so zu leben, zu jung. Fernsehen konnte Reinhard auch nicht. Er hatte früher ferngesehen oder so getan, als sähe er fern, doch das So-tun-Als-ob funktionierte nicht mehr. Früher hatte er den Fernsehapparat auf den Küchentisch gestellt und sich vor ihn, in der richtigen Entfernung, weil er kein Sofa besaß, auf einen Stuhl gesetzt, hatte den Fernseher angeschaltet und hingesehen, so, wie er es Roland, seinem Bruder, abgeschaut hatte; er hatte darauf gewartet, daß ihm das Fernsehen gelingen möge, gehofft, den Dreh herauszufinden, bis er zu ungeduldig wurde, Roland war auch nicht mehr da, und die Hoffnung verlor.

Immer wenn Harald König einen neuen Film im Haus hatte, stand er am gleichen Tag noch bei den Opitz in der Wohnungstür und zeigte seine großen, starken Zähne, um Herrn Opitz Mitteilung zu machen: ein Zwinkern, die neue Lieferung sei eingetroffen. Der alte Mann hatte auf das den Rahmen ausfüllende Erscheinen von Harald in der Wohnungstür gewartet, ein Lippenschmatzen und daß Harald lächelnd seine weißen Zähne zeigte, die nicht faulten oder ausfielen, obwohl Harald sie niemals putzte - wie er auch nur selten badete, solche Dinge, die einem die Zeit stahlen, wie er sagte, vernachlässigte er -, sein begeistertes weißes, geiles Lächeln, stand er, mit dicken Händen ungeduldig den Türrahmen umklammernd, in Shorts und Unterhemd, redete und zwinkerte, um Karl Opitz zu holen. Harald unterschied sich von den übrigen Bewohnern des Hauses. Er lebte im sechsten, im obersten Stockwerk des Hauses, allein dort und in unklaren Verhältnissen, denn es gab auf dieser Etage nichts, was von Rechts wegen hätte vermietet werden dürfen, und Harald König hatte Arbeit. Nicht nur hatte er eine Hauptarbeitsstelle und Vollzeitbeschäftigung als Fahrer bei einer Firma, die an Imbißbuden Tiefgefrorenes auslieferte. In seinem zweiten Beruf arbeitete er für den Hausbesitzer, baute aus und dämmte in hinzugekauften Häusern im Viertel, zog Wände ein, verputzte und verlegte Kabel; wo ein Mann fehlte, sprang Harald König ein als Klempner, Elektriker, abends oft, auch nachts. In den Jahren war er dem Hausbesitzer unentbehrlich geworden, weshalb die Tatsache, daß er im sechsten Stock wohnte, was nicht mit gesetzlichen Dingen zuring, leicht zu erklären gewesen wäre. Die Hausbewohner erklärten sie sich auch, halbwegs aber nur, in Andeutungen und mit bloß ziemlich zutreffenden Wörtern, doch diese halbe Erhellung der Umstände von Harald Königs Verhältnissen half nichts, und wenn einige von ihnen zusammenstanden, war ihnen die Sache im sechsten Stock immer ein Grund, sich aufzuregen und beleidigt zu sein. Dabei war Harald König beliebt; er konnte reden. Er redete, daß man dumm davon wurde, hieß es, mit Kollegen und Nachbarn, mit Fremden, die sich ins Gärtchen verirrt, wenn auch, seit die Zeiten schlecht geworden waren, sich nur wenige Fremde ins Gärtchen verirrt hatten.

Vor langer Zeit, lange vor dem Krieg, vor Hitler war es gewesen, als er noch ein Schuljunge gewesen war, hatte Karl Opitz mit der Klasse und ihrem Lehrer ein Kloster besucht, und dieser Besuch, die Stunden im Kloster, als zwei der Mönche die feixenden Fünfzehnjährigen herumführte, ihnen die ältesten Teile der Gebäude, Mauer-, Zellenreste aus dem Mittelalter zeigten, die Bibliothek, hatten in ihm - obwohl auch er feixte - die Sehnsucht nach Einfachheit geweckt. Als Junge konnte er nur ahnen, was er später dachte und sich wünschte: einen geregelten Tagesablauf, nur notwendige Bewegungen machen, von notwendigen Dingen umgeben; die hölzernen Rosenkränze sah Opitz noch nach fast siebzig Jahren.

Carlo, Bibi, Sabine, Killer stand eingeritzt unten im Hauseingang und daneben ein Galgen mit einem aufgehängten Strichmännchen und in Schwarz und größer: Nein! auf dem Beton und schon verblaßt: Ich liebe Inge, die Sau, schon seit langem gleich neben der Wohnungstür der Weinzierls, die Frau Weinzierl, als sich noch nicht verweist gewesen war, mit einem Immortellenkranz geschmückt hatte, der den Spion einfaßte und jetzt verstaubt war und verknittert war; früher hatte auch ein rotes Plüschteufelchen vom Türrahmen gebaumelt, und auf der Schwelle hatte ein Igel als Fußabstreifer gestanden, doch die waren verschwunden. Drinnen bei Weinzierls stapelten sich Kisten und Kartons an den Wänden, ließen nur Pfade frei zwischen Küche und Bad und Wohnzimmer und nach hinten, wo der Junge wohnte. Nur eins der drei kleinen Zimmer, in dem das Ehebett stand und der alte Weinzierl, der Vater, noch manchmal vormittags schlief, war von Kisten frei; in ihm saugten Haufen von Wintermänteln und Pullovern, Lumpen und oben zugeschnürte, aus dem offenen Kleiderschrank quellende Müllsäcke das Licht auf, und es gab keinen Zugang mehr zum Bett, wo das Gehäuse eines ausgeschlachteten Fernsehapparats mit dem Bildschirm nach unten inmitten von bunten Widerständen und kupfernen Drähten auf dem blanken, roten Inlet einer einzigen, an vielen Stellen mit federnbepudertem Heftpflaster geklebten Bettdecke lag. Herr Weinzierl war früher Elektriker gewesen.

Plissier ging es nicht schlecht. Trotz seiner hervorquellenden Augen und der schiefen Haltung, den Affenarmen mochten die Frauen im Haus ihn: Mariellchen Stojan sagte, er sei ein Künstler, und hatte morgens bei den Mülltonnen mit ihm gescherzt, als es regnete; und er hatte Katharina Kleibers Dackel, einem hustenden, altersschwachen Tier, einen Sahnewindbeutel gefüttert. Frau Kleibers Dackel hieß Kleiber und aß gern Sahnewindbeutel. Mit Geld läßt sich Gesundheit nicht kaufen, sagte Frau Opitz, wenn die Rede auf Plissier kam, denn das Glück der alten Frau, die mit dreiundachzig Jahren steif in den Gelenken und halb blind, doch kerngesund war, war es, das "kranke Blut" und die "schwächlichen Anlagen" um vieles jüngerer Menschen auszukundschaften, was ihr großen Spaß machte; manchmal lachte sie gleich laut heraus, wenn sie an die vielen Kränkelnden, die es auch im Haus gab, dachte und mit ihrer eigenen, wenn auch faltigen und halb blinden Gesundheit verglich. So hatte sie auch Plissiers Glubschaugen und sein inoperables Rückenleiden, das zu Schmerzen und Inkontinenz führte, ausgekundschaftet und auf schlechtes Blut und schwächliche Anlagen geschlossen. Er tat ihr leid, und sie war vier Stockwerke hinuntergestiegen, um Plissier Brennesselsud zu bringen. Der Hauswartsfrau, Frau Feige, die Plissier nicht für einen Künstler hielt, ihn aber hoch schätzte, weil er, wie sie meinte, aus guter Familie stammte und zu dieser, wie sie meinte, jederzeit zurückkehren und aus dem Haus fortgehen könnte, erzählte Frau Opitz, es habe, als sie Plissier den Brennesselsud gebracht hatte, in seiner Wohnung nach Urin gerochen, nur daß sie nicht "Urin" sagte, sondern "Pipi", denn sie war trotz ihrer Gesundheit kindisch, was nicht an ihrem hohen Alter lag. Sie war ihr ganzes Leben lang kindisch gewesen. Zum herzkranken Dackel von Frau Kleiber redete sie: "das Wauwaule", auf ihrem Sofa saßen Puppen aufgereiht, darunter das "Negerle", das sie am Tag ihrer Hochzeit geschenkt bekommen hatte.

Gehst du wieder hin? fragte Frau Liebschner ihren Mann, der mit dem surrenden Rasierapparat an der Wange, in Strümpfen durch die Diele lief und keine Antwort gab. Sie saß auf ihrem Lieblingsplatz in der Diele, einem Schaukelstuhl aus hellem Kiefernholz mit dünner bunter Auflage. Geh doch einfach nicht hin, warum willst du wieder hingehen, sagte

sie, du brauchst doch einfach nicht hinzugehen. Alles in der Diele war hell und aus Kiefernholz, die Kommode, Garderobenhaken, flacher Schuhschrank, die Kleiderbügel und die runde Einfassung der Deckenlampe; der Hausbesitzer machte vorsichtige kleine Schritte über die glatten Dielen, sich mit offen klaffendem Mund, zurückgelegtem Kopf am Hals rasierend. Einfach ist es nicht, sagte er und blieb stehen und besah sich im Spiegel. Katharina kommt, sagte er. Frau Liebschner schob mit einer sehr langsamen Bewegung die grauen Fransen von den Schläfen, so daß die Haare knisternd hochstanden, und ihr Mann las im Spiegel die Chiffren ihrer Krankheit, das knisternde Grau, die dünnen Finger, die müden Bewegungen. Schnell redete er: Die Kleiber aus dem zweiten. Du kennst sie doch. Oder hast du's vergessen? Du hast mich doch damals angefleht, ihr die Wohnung zu geben. Katharina Kleiber, deine gute Freundin. Er ahmte ihren seufzenden, hauchenden Tonfall nach: meine beste Freundin, das liebe Mädchen. Du verlierst dein Gedächtnis, mein Schatz. Du verblödest, Schnuppi. Du sitzt hier. Was soll ich tun? Sitzt und stirbst nicht, du bist krank, und deine Tochter ist fort. Oder hast du das auch vergessen? Er redete sich in Rage, brachte ihr, weil er sich schämte, eine Tasse Tee, schwieg aber, und sie schwieg auch, dann ging er.

Die einflußreichen Freunde seines Vaters, die seinen Charakter und seinen in den verschiedenen, ihm vom Vater vermittelten Stellungen bewiesenen Fleiß lobten, seine Freundlichkeit und Harmlosigkeit unterstrichen, und die Ärzte, nicht irgendwelche Kassenärzte, sondern Kapazitäten mit höchstgestellten Privatpatienten, die ihm eine von seinem Rückenmarksleiden und der Medikamentenbehandlung verursachte vorübergehende Gedankenverwirrung und durch die in jenem Winter vorherrschende trüb-kalte, das Leiden verschlimmernde Witterung bedingte Schwermut sowie Haftunfähigkeit bescheinigten, hatten Plissier nicht vor dem Gefängnis schützen können. Allerdings war es dem vom Vater engagierten Strafverteidiger, einem der profiliertesten im Land, zu verdanken, daß die Strafe weit unter der für Totschlag möglichen und vom Staatsanwalt geforderten gelegen hatte; von den dreieinhalb Jahren, zu denen er wegen Totschlags mit verminderter Schuldfähigkeit verurteilt worden war, verbüßte er, nach Abzug der

sechsmonatigen Untersuchungshaft, ein Jahr. Der Rest wurde ihm wegen guter Führung und auch aufgrund nicht nachlassender Bemühungen der Ärzte, die in regelmäßigen Gesuchen bei längerer Haftdauer eine nicht zu rechtfertigende Verschlimmerung seines Leidens prophezeiten, erlassen. Allerdings enterbte sein Vater ihn. Er gab Plissier weiterhin Geld, und auch von seiner Mutter, die in Straßburg lebte, erhielt er monatlich eine Summe; Plissier durfte seinen Vater besuchen, und er hoffte und redete dem Alten nach dem Mund und hörte sich die nicht enden wollenden Geschichten, die Erinnerungen des Alten an und umarmte ihn zum Abschied. Es ging ihm nicht schlecht. Daß die Frauen im Haus ihn mochten, gefiel ihm, und mit Harald König hatte er sich befreundet: Plissier bewunderte ihn sehr.

Wenn Karl und Ursula Opitz Harald König besuchten, brachten sie von Frau Opitz gebackene Waffeln mit oder vom Vortag übriggebliebene Rote Grütze, die Frau Opitz dann in die sogenannten Käferschälchen, Glasschalen, auf denen feine bunte Glaskäferchen saßen, umfüllte, ein Geschenk ihrer Freundin Babette, die jetzt auch schon seit dreißig Jahren tot war, das von Ursula gepflegt und nach jedem Gebrauch in Geschirrtücher gewickelt wurde. Die Freundin Babette war an Darmkrebs gestorben. Sie hatte Ursula die Glasschälchen geschenkt, als sie beide noch jung waren und Ursula nach einem selbst herbeigeführten Abgang - sie hatte, bereits im vierten Monat, sich durch Brechmittel und Abführmittel so sehr geschwächt, daß sie, allerdings erst, als der Tee wirkte, den die Bäckersfrau, eine ehemalige Klosterschwester, die sich auskannte, ihr zukommen hatte lassen, den Fötus verlor - im Krankenhaus lag. Der Blutverlust und die Schwächung hatten zu einem Kollaps geführt und sie in große Gefahr gebracht. Trotz ihrer Kindischheit war Ursula Opitz pfiffig; sie kannte Leute, wie die Bäckersfrau, die sich wiederum auskannten, denn sie war, anders als Karl, der aus einem Städtchen im bergischen Land kam und gern grübelte, hier im Viertel aufgewachsen. Deshalb hielt sie Karl für naiv und hatte ihn in den fünfundsünfzig Jahren ihrer Ehe gern und häufig ihr "Dummerchen" genannt. Wenn sie dagegen von ihrer Freundin, dem Babettchen, erzählte, schloß sie so: Am Krebs gestorben. Eine schlimme Sache so ein Darmkrebs, pfui Teufel! So war es Anfang des Monats. Im

letzten Drittel eines Monats mußten die Opitz auf die Mitbringsel für Harald König verzichten, wie sie auf vieles verzichteten, denn das Geld reichte nicht für Extras, wenn der Monat sich dem Ende näherte. Manchmal erinnerte Ursula sich an die Zeit, als sie mehr Dinge besaß und neue Sachen kaufte, an früher, als ihr Mann noch arbeiten ging und sie selbst etwas hinzuverdiente. Seit sie von Karls Rente leben mußten, schränkten sie sich ein, und was ausfiel und hin war, sagte Ursula Opitz manches Mal, wurde nicht ersetzt, konnte nicht wieder angeschafft werden, sagte sie, wenn sie auf dem Sofa bei ihren Puppen saß, deren Köpfchen mit Tesafilm geklebt und deren Gesichter so eingeschrumpft wie Ursulas Gesicht waren.

Deutlich bewußt erlebte Ursula die wachsende Kahlheit nicht, so allmählich, über die Jahre hin hatte diese sich ausgebreitet; nur schwach, im Sommer, wenn das Licht durch die geputzten Scheiben fiel, erinnerte sie sich an die frühere Üppigkeit. Das machte sie nicht traurig, die Erinnerung ging rasch vorüber, und um so wichtiger war es, das Heutige und noch Vorhandene zu zählen und in sauberem und gutem Zustand zu erhalten. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte ihre Pfiffigkeit Auswege gefunden aus der Einschränkung und der Kahlheit, denn sie kannte sich aus, doch nach ihr ging es nicht, sondern nach Karls Willen war es immer gegangen, eine Einmischung des Staates in ihr Leben, so nannte Karl es, war ausgeschlossen. Vor einem Jahr, wann war das gewesen?, war der Fernseher kaputtgegangen und nicht mehr zu reparieren gewesen, wie Weinzierl von unten fachmännisch geurteilt hatte. Wie lange mußte dieses Jahr, in dem der Fernsehapparat kaputtging, schon zurückliegen. Wie lange hatte Weinzierl keine Arbeit mehr, war zum Trinker und unberechenbar geworden; seine Urteilskraft war, auch wenn er noch stets mit lauter Stimme alles, was im Haus geschah, kommentierte und immer eine Meinung hatte, geschwunden, bis nur noch ein kleiner Überrest vorhanden war. Ursula Opitz war klar im Kopf, ihr Gedächtnis sehr gut für ihr hohes Alter, doch nachdem das eingezogene Leben gleichmäßig geworden war, nicht weiter merklich zurückgehen würde, lohnte es der Mühe nicht mehr, die Jahre zu unterscheiden und einzeln zu betrachten, das war nicht angebracht. Obwohl es damals, spätestens aber im darauffolgenden Jahr, als es in der Wohnung, nachdem der Fernseher endgültig keinen Ton mehr von sich gab, kein Flackern,

kein Rauschen, zwischen ihr und Karl wegen ältester Geschichten still und unerträglich geworden war, mit den Besuchen bei Harald König angefangen hatte, in einem Winter muß es gewesen sein. Eigentlich hätte der Beginn der Besuche eine Markierung, einen Einschnitt in der Zeit bedeuten müssen, doch so war es für Ursula nicht, seit jeher wurde besucht, es war immer so gewesen.

Als Plissiers Vater, nachdem sein Sohn zum vierten Mal die Schule hatte wechseln müssen, einsah, daß es bei dem Jungen für ein geisteswissenschaftliches Studium - an die Medizin oder die juristische Fakultät war ohnehin nicht zu denken - nicht reichen würde, hatte er ihn, noch vor dem einundzwanzigsten Geburtstag in der Firma eines Mannes, den der Vater stets als "alten Freund" bezeichnete, untergebracht, wo Plissier nicht näher definierte organisatorische Aufgaben wahrnahm; aus gesundheitlichen Gründen mußte er die Stellung aufgeben. Viele Jahre später schrieb der alte Freund in seinem Charakterzeugnis: Anton Plissier verfügt über ein außerordentliches Organisationstalent. Seine Redegewandtheit und seine Fähigkeiten im Umgang mit Mitarbeitern und Geschäftspartnern kamen der Erfüllung seiner Pflichten sehr entgegen. Und noch einiges mehr, darunter: Besonders zu schätzen lernte ich seine uneingeschränkte Hilfsbereitschaft und sein Einfühlungsvermögen; selbstverständlich war der Firmeninhaber in Wirklichkeit froh gewesen, den Dienst an seinem alten Freund nach sechs Monaten vergleichsweise unbeschadet überstanden zu haben und den Burschen losgeworden zu sein. Plissier hatte dann bei seiner Mutter gelebt, bevor diese nach der Scheidung von ihrem zweiten Mann erneut eine längere Heilkur in einem Sanatorium benötigte, hatte für kurze Zeit an einer privaten Schule in Südfrankreich, wo die Mutter damals - ihr zweiter Mann besaß dort ein Weingut - noch lebte, Deutsch unterrichtet, bevor er wegen eines Autounfalls fast ein dreiviertel Jahr im Krankenhaus lag: er war mit 2,9 Promille Blutalkohol und stark überhöhter Geschwindigkeit auf eine Schafherde zugefahren, nach mißlungenen Brems- und Ausweichversuchen gegen einen Baum gerast und hatte schwere Verletzungen am Kopf und an den Beinen davongetragen. Wieder in Deutschland, hatte sein Vater ihm eine Stellung in der Galerie eines Freundes verschafft - Plissier organisierte dort Vernissagen -, was auch nicht lange gutging.

Mariellchen Stojans Liebe zu Herrn Steinke im zweiten Stock war im Haus selbstverständlich allen bekannt.

Das Mädchen hockte und untersuchte seine Haarspitzen, die Haare nach vorn, übers Gesicht geworfen, vor den Kartons, Geschenkkartons: Whiskey, teure Hemdenschachteln, Elektronik. Der junge Weinzierl wußte nicht mehr genau, was sich stapelte, und er hatte vergessen, wer das kauernde Mädchen war, das hier nicht sein durfte, das er niemals mit hierher hätte bringen dürfen. Oder wie sie hieß.

Johann Steinke und Mariellchen standen plaudernd manchmal, wenn Steinke nach Hause kam, zusammen bei den Briefkästen - Steinke ahnte nichts von Mariellchens Liebe zu ihm - oder auf dem Treppenabsatz zwischen erstem und zweitem Stock, wo Kalenderblätter mit Wüsten, Gesteinslandschaften hingen. Die Blätter waren nicht angeklebt, sondern angenagelt, durchs Papier hindurch, und eingerissen und staubig. Plissier hatte sie aufgehängt.

Katharina Kleiber erinnerte sich, wenn sie an früher dachte, vor allem ans Sonnenbaden. Wie sie - morgens früh schon - die Luft war noch nicht ganz und gar durchwärmt - den Liegestuhl auf die Terrasse trug, wie sie sich ins große Badetuch wickelte, die Zeitschriften, sich einrieb mit Sonnenmilch, durch die Sonnenbrille über die Terrasse, in den Garten sah. Wespen gab es. Das Sonnenbaden fiel ihr aus ihrem früheren Leben immer als erstes ein und wie man schwach wurde und schwindlig vom In-der-Sonne-Liegen. Katharinas alte Mutter besaß ein Geschäft für Damenwäsche und Korsetts in der Manteuffelstraße im Waldviertel. Das Geschäft ging sehr schlecht, und Katharina machte sich Sorgen. Die alte Frau Kleiber, Annegret Kleiber, war nicht gesund; über den seit vielen Jahren aus der Mode gekommenen Büstenhaltern und Unterröcken dämmerte es, die Plastikfenster der Wäschekartons brachen auf. Das Gefaltete in den Regalen hatte schwarze Staubstreifen, und auch die letzten wenigen treuen Kundinnen kauften nicht die fleischfarbenen, schwer

dehnbaren Hüftgürtel, die Mieder mit eingesetzten Keilen, Häkchen, Ösen, Schnüren. Die Mutter von Katharina Kleiber wollte nicht einsehen, daß es an der Zeit war, Schluß zu machen. Weil ein Mensch am Hergebrachten hängt, sagte Katharina zu Frau Feige, und an dem, was sein Leben ausmacht, und damit er nicht geistig völlig umnachtet im eigenen Dreck untergehe, sagte Katharina. So weit sei es mit ihrer Mutter noch nicht, sagte sie zur Feige, trotz der Arthritis, und schüttete Hundefutter in den Napf.

Reinhard war nicht geistig behindert oder in seiner geistigen Entwicklung auf der Stufe eines Kindes stehengeblieben. Er galt offiziell nicht als krank und hatte keinen Schein; auch die Hausbewohner hielten ihn nicht für geistesgestört oder gehirngeschädigt. Es war schwer zu fassen, was mit ihm nicht stimmte; sie waren sich einig darüber, daß sein Verhalten eigenartig war, vielmehr daß die Tatsache, wie er sich eben nicht verhielt, eigenartig war. Am Kiosk gegenüber, wo er sich, frühmorgens, mit ein paar Schnäpsen stärkte, erklärte Feige, der Hausmeister, eine Woche nachdem Reinhard eingezogen war: daß Reinhard's Unfähigkeit, die Dinge zu bewältigen, aus seiner Kindheit rühre, von einem Kindheitserlebnis herrühre, sagte Feige; daß Reinhard aber nicht ohne Fähigkeiten, wie er, Feige, ausgekundschaftet und vom Wirt des "Blue Moon", der die Frau von Reinhard's Bruder Roland kannte, erfahren habe, nicht krank im eigentlichen Sinne sei. Feige wußte über den neuen Mieter Bescheid. Er gehörte zu den Menschen, die es ohne Bescheid wissen nicht aushalten. Sie überschauen ihre Welt, und durch den Fernseher - sie dürfen keine Nachrichtensendung verpassen - wissen sie, was draußen ist. Sie fürchten sich vor Lücken und Unübersichtlichkeit, weshalb sie schon morgens trinken.

Von Anfang an hatte Frau Feige, die auf ihre Weise was zu sagen hatte, sich um Reinhard gekümmert, hatte Lebensmittel für ihn eingekauft und ihm in die Wohnung gebracht. Sie füllte Überweisungen für ihn aus, Miete, Strom, und sah nach dem Rechten und der Sauberkeit von Reinhard's Hemden und Fußböden. Reinhard leckte Frau Feige's Brüste, den Bauch und stimulierte sie mit dem Mund bis zum Orgasmus, wie sie es ihm beigebracht hatte, im Schlafzimmer, auf einem zusammenklappbaren, ursprünglich für Gäste, für den Notfall gedachten, verstaubaren Bett mit dünner Matratze, aus der die Metallfedern

hervorstachen, schnaufend dabei und kleine Jammerlaute von sich gebend, sich aber dabei nichts denkend, so daß Frau Feige auf ihre Kosten kam. Wenn jemand bei ihm blieb, dabeiblieb und nicht erwartete, daß er das Beigebrachte allein, im Abstrakten und luftleeren Raum wiederholte und immer noch wußte, lernte Reinhard, und Frau Feige war dabei, ihm die ganz gewöhnliche Missionarstellung beizubringen, und war ein Stück weit gekommen - gar nicht allein egoistisch, sondern sie dachte doch auch an den Jungen, erzählte Frau Feige der alten Opitz, die ihre Freundin war -, als der Brand passierte und es nichts mehr zu lernen gab. Reinhard ging Sommers ins Gärtchen, um auf der Betonbank in der Sonne zu sitzen. Dort sah und beobachtete er einiges (Reinhard war nicht dumm): Im Sommer hatte Reinhard beobachtet, wie Liebschner, der Hausbesitzer, der sich sonst im Haus oder im Gärtchen nicht blicken ließ, mit Harald König und Katharina Kleiber zusammenstand.

Katharina Kleiber sah, wie König zu seinem Wagen lief, frühmorgens schlaflos am Fenster stehend, sah sie, wie der Angeber, dachte sie, wie das alte Schwein Eis kratzte von der Windschutzscheibe seines Transporters, sie wußte, sie hatte, dachte sie, was zu denken und zu sagen von König, von Harald. Im roten Frotteemantel stand sie und sah zu, wie Harald, der Schwätzer, mit dem Feuerzeug das Türschloß an der Fahrertür seines Autos auftaute und wie er einstieg, die Pudelmütze, dann waren seine braunen Stiefel für einen Moment noch zu sehen.

Am gleichen Tag im Winter kam der junge Weinzierl frühmorgens in der Dunkelheit nach Hause; er schwitzte in der Kälte, atmete pfeifend.

Katharina war nicht die einzige, die sich mit Harald König eingelassen hatte, es gab andere. Zeuginnen, teils aus dem Viertel, teils aus dem Haus, deren Namen niemals bekanntgegeben wurden, die schwiegen, um die peinliche Erinnerung, mit der sie lebten, nicht mit dem Draußen teilen zu müssen: um nicht zum Gespött zu werden. Frauen mit fünfunddreißig und fünfzig Jahren, zwei ganz junge - Schulmädchen hieß es später -, die zum Opfer gefallen waren, was nur - und auch das wurde im nachhinein von vielen

durchaus überlegt und zugestanden (selbst von den beiden Boulevardblättern, deren Sympathien in diesem Fall seltsam schwankten) - bis zu einem gewissen Grad richtig war, dieses "zum Opfer fallen", sogar Karl und Ursula Opitz waren nur gewissermaßen Opfer, zweideutig.

Zu Harald:

Zum Beispiel kam Harald König zu Katharina nach der Arbeit; bevor er nach Hause, in seine eigene Wohnung, ging, kam er zu ihr im speckigen schmutzig-schwarze Overall. In der Tür lächelte er sie an - sein Lächeln, das nie aufhörte -, dann legte er seine Hände auf ihre Arschbacken und preßte sie an seine Erektion, sie vorwärtsschiebend - Katharina rückwärtsstolpernd -, durch den Flur, in Katharinas Küche, dort ließ er sie los. In der Küche nahm er ein Messer aus der Lade, griff sich eine Zwiebel aus dem Zwiebelkörbchen, schälte mit schnellen Bewegungen die Zwiebel, biß hinein und fraß die ganze rohe Zwiebel auf wie einen Apfel. Dann rülpste er, seine Hand, die er Katharina aufs Gesicht legte, stank nach Zwiebel, die Linien seiner Haut waren schwarz wie die Ränder seiner Nägel. Sex mit Harald dauerte nie lang, zehn Minuten oder eine Viertelstunde, weswegen Katharina manchmal hinterher, wenn Harald gegangen war, weinte; sie war keine starke Frau, keine moderne Frau; doch sie hatte einen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn.

Anders als der junge Weinzierl, der wie alle echten Diebe aus Verzweiflung stahl, war Harald kein Dieb. Er sammelte. Er sah sich selbst als ein vom Schicksal Begünstigter, als einer, den die Sonne beschien. Er fand und nahm mit. In seiner Freizeit, wovon es nicht viel gab, ging Harald die Bürgersteige nach Münzen absuchen; er hielt den Kopf gesenkt; vor allem in und vor Telephonzellen läge "das Geld nur so auf der Straße, ha!", sagte Harald zu jedem, und jedem erklärte er sein System des Bürgersteigabsuchens, "und nicht nur Münzen, auch Uhren, Ohrringe". Und anderes fand sich, wenn er mit dem Transporter unterwegs war: das Kinderfahrrad, das er dem Hausmeister Feige verkaufte, Werkzeugkasten, ein Paar willkommener Gummistiefel. Diese Sammeln-und-Mitnehmen läßt sich nicht trennen von Harald Königs immerwährender, nicht nachlassender

Faszination mit Sex, besser: mit der Möglichkeit von Sex, die Vorstellung, daß er mit jeder Frau, mit jungen und alten Frauen, die ihm begegneten, Sex haben könnte, mit Mädchen, die ihm über dem Weg liefen, Sex haben könnte, jederzeit. Seine beiden Hobbys waren vergleichbar, und nie wurde er ihrer müde, nie hatte er das Finden und Aufsammeln satt, nie wurden die sexuellen Eroberungen ihm zuviel, so wie ihm keine Arbeit zuviel wurde. In den Zwischenzeiten mußte er sich behelfen. Wenn er am Eingang des Hauses oder im Gärtchen mit einem oder mehreren seiner Nachbarn zusammenstand, reib er sich vor aller Augen zwischen den Beinen, er redete immerzu von Titten und Ärschen und leckte sich die Lippen.

Zu den Filmabenden in Harald Königs Wohnung kamen neben Karl und Ursula Opitz Liebschner, der Hausbesitzer, Frau Feige, die mit Liebschner eine Zeitlang ein Verhältnis hatte, im letzten Sommer Katharina Kleiber, die alles tat, was Harald von ihr verlangte, und wie ein Hündchen war. Reinhard, der Harald König verehrte - Reinhard versuchte sogar, sich nachts, denn der Spiegel in seinem Badezimmer war ihm zu scharfsichtig, im Fenster betrachtend, die Posen nachzuahmen: das Seitwärtsausspucken, wippend mit beiden Händen in den Hosentaschen -, Reinhard kam nie in den sechsten Stock. Es fiel ihm nicht ein, sich einen Besuch überhaupt vorzustellen. Es fehlten auch Frau Stojan, weil sie in Herrn Steinke verliebt war; außerdem machte sie lieber im Viertel Besuche bei alten Freunden und konnte Harald König nicht leiden, und Weinzierl aus dem Erdgeschoß, der im fortgeschrittenen Stadium des Alkoholismus keine Neugierde mehr hatte. Im Anfang war er, um nichts zu versäumen, einmal mit oben gewesen; das hatte er aber vergessen. Wenn er jetzt die Wohnung verließ, war es, um Plastiktüten voller leerer Bierdosen und Weinbrandflaschen im Gärtchen auszuleeren - immer freute er sich zuerst an dem Scheppern und Klirren, dann weinte er. Er starb noch vor dem Brand; seine Frau kehrte auch zur Beerdigung nicht aus Goslar zurück. Was aus dem Jungen werden würde, wußte niemand. Plissier ging immer hin. Er fühlte eine Seelenverwandtschaft mit Harald König, der wie er selbst nach außen und an der Oberfläche ein einfacher, leicht zu verstehender

Mann und Kumpel war, darunter aber ein Mensch mit Ansprüchen und ein Geheimniskrämer. Beide waren sie Lügner.

Johann Steinke machte seinen Spaziergang täglich: bis zur Moschee, an der zweiten Kreuzung, Koch- Ecke Pasteurstraße; von seinem Schlafzimmer aus, wo er sich anzog, am Vormittag, Anzug, Schlips, zwei Stockwerke hinunter, vierundvierzig Stufen stieg er langsam hinunter, las die Kalenderblätter, Landschaften, am Zwischenabsatz, durch die gläserne, spinnennetz-geborstene Haustür, ohne Lärm und Geräusch zu machen, still und Stille um sich verbreitend. Johann Steinkes Stille war die Stille der Ungläubigen, derer, die nicht, immer noch nicht glauben können, was ihnen zugestoßen ist, denen etwas zugestoßen war, mit dem sie nicht gerechnet hatten, von dem sie sich unter keinen Lebensumständen hätten vorstellen können, daß es ihnen zustoßen würde, etwas, von dem sie sich nicht erholten. (Mariellchen Stojan wußte das nicht. Sie mochte ruhige, große Männer, und Johann Steinkes Stille fand sie attraktiv; sie summte oft einen Schlager aus ihrer Jugend.) Durchs Gärtchen hindurch zur Rampe hinüberzusehen vermied Johann, obwohl er wußte, daß es irrational war, hoffte er, daß wenn er die Männer, denen er Geld schuldete, nicht sah, sie ihn in Ruhe lassen würden; den Oberkörper seitlich schräg geneigt, bog er um die Ecke, vorbei am Schaufenster des Schilder- und Stempelmachers, dem Bäcker, vorbei an den leerstehenden Häusern bis zur ersten Kreuzung, wo das "Blue Moon" war, in dem zu küssen, Mariellchen träumte, ihn, Johann Steinke zu küssen, was dieser, auf seinen Spaziergängen davon nichts ahnend, als ungeheuerlich empfunden hätte. Hinter dem Blue Moon, im Hof, hatte Mesmer: Wohnungsaufösungen seinen Laden, der dem jungen Weinzierl oft gestohlene elektrische Geräte abkaufte.

Die Frauen wußten noch anderes: Ausgestattet wie ein Pferd sei Harald König gewesen, sein Schwanz sei, berichtete kichernd einmal Katharina Frau Opitz ins Ohr, sei so lang, daß man ihn aufrollen könnte wie einen Gartenschlauch, und so dick, daß sie ihn mit ihren beiden Händen nicht umfassen könnte. Er habe immer gewollt und auch gekonnt, sagten andere

aus und wurde protokolliert, ausdauernd und unermüdlich, dabei nicht egoistisch, sagten die Frauen.

Der Brandstifter-Prozeß (der ungeklärte Tod der Liebschner wurde nicht zum Gegenstand einer Anklage) dauerte fast zwei Jahre, und über die Monate hinweg wurden viele Einzelheiten bekannt, wurde aufgedeckt, wie es im Haus zugegangen war, Ungeheuerliches. Zum Beispiel soll Harald König Analphabet gewesen sein. Er habe, hieß es, nur in Ansätzen lesen und kaum schreiben können, und allein die daraus entstehenden Schwierigkeiten zu überwinden oder ihnen auszuweichen, habe ihn große Energie gekostet, was - wie es hieß - seine Exaltiertheit teilweise erkläre und daß er soviel redete, immerzu redete. Natürlich war das nicht der einzige Grund für seine Zungenfertigkeit. Harald war ein zwanghafter Lügner. Nicht nur log er, wenn's ihm nützte, wenn es ihm was einbrachte, er erzählte auch Geschichten über sich, es fielen ihm Dinge ein: seinen Nachbarn gegenüber behauptete er, er sei mutter- und vaterlos, im Waisenhaus aufgewachsen. Dabei, das kam später heraus, lebte seine Mutter noch, in einem Altenheim in Ludwigshafen, sein Vater war vor wenigen Jahren an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben. Im Gefängnis beschuldigte er seine Mutter, ihn zum Geschlechtsverkehr gezwungen zu haben, als er zwölf Jahre alt gewesen war; sie habe ihn ruiniert, sagte er. Seinem Chef log er, redend, ins Gesicht, er habe den Wagen, der unterwegs zusammengebrochen sei, in die Werkstatt gebracht. Er log, weil er das Auto am Abend für einen Umzug brauchte, und obwohl der Chef der Auslieferfirma es ihm auf eine Bitte hin überlassen hätte, log er. Tatsächlich stand das Auto um die Ecke, wo er es geparkt hatte, und er fuhr davon, ohne sich von dem Gedanken, der Chef könnte ihn aus dem Fenster des Büros gut beim Wegfahren beobachten, beunruhigen zu lassen. Hätte der Chef ihn tatsächlich gesehen und darauf angesprochen, hätte er sofort, ohne auch nur einen Moment zu zögern, eine Erklärung parat gehabt: das waren die meisten seiner Erzählungen: Lügen, um andere, erste oder Urlügen zu erklären, zu bemänteln. Das galt auch, wenn er die Wahrheit sprach. Es gab bei ihm zwischen Lüge und Wahrheit keinen Unterschied, beide schmeckten gleiche, beide waren gleich wild und zufällig, Treibgut im Redestrom.

Plissier fragte ihn: Wo hast du vorher gelebt, ha, Harald? -- Harald? -- Bevor du hier eingezogen bist?

König gab zur Antwort: Bevor ich in den fünften Stock gezogen bin? - Denn es gab die Übereinkunft, ging es um Harald Königs illegales Miet- und Wohnverhältnis im Dachgeschoß, vom "fünften Stock" zu reden. - Eigentlich wäre ich beinahe dein Nachbar geworden, hatte meine Sachen schon in die Wohnung gebracht, bevor Liebsch mir von der Sache mit dem Schlachthaus erzählt hat, von dem Spuk. - Schpuck, sprach Harald es aus. - In der jetzt von Reinhard gemieteten Wohnung im ersten Stock hatte vor Jahren eine alte Frau Katzen und ein, zwei Hunde, die sie im Viertel angelockt, eingefangen hatte, nach Hause verschleppt und geschlachtet; eine ganze Batterie von Hack- und Küchenmessern hatte ihr dabei Dienste geleistet, und was weiter passierte: darüber gab es Folklore, Spekulationen. Aber schließlich waren das Tiere gewesen, schließlich war das Haus, heruntergekommen und schief zwar, doch ein Neubau, kein altes Gemäuer, wo von Geistererscheinungen hätte gesprochen werden können, und wie könnten Tiere erscheinen und spuken, die keine Seele haben - Plissier hatte eine Zeitlang nicht zugehört, und als er jetzt wieder auftauchte, sagte Harald gerade: - die Dielen vollgesaugt mit Blut und der Mörtel auch. Für den König war das nichts. - Harald redete oft von sich in der dritten Person. - Es hat mir geirrt. Dem Bekloppten macht das nichts aus. Stell dir vor, sagte Harald - immer wieder stach er Plissier mit dem Zeigefinger in Schulter und Oberarm, sich mit der anderen Hand zwischen den Beinen reibend - stell dir vor, zwei Dutzend oder so Katzenköpfe im Kühlschrank und 'n Stapel getrockneter Pelze in der Kommode - die Rohre, die Abflüsse erneuert, kurz nachdem ich eingezogen bin. Das kriegst du nicht raus aus dem Plastik, den Geruch. - Plissier hatte die Einzelheiten schon Dutzende Male von den Frauen gehört, und er hatte über die Affäre gelesen und wie die Alte in die Anstalt abtransportiert wurde. Wann war das gewesen? Wann sollte das gewesen sein? Soweit er wußte, hatte die Wohnung immer leer gestanden, bis mit seinem Bruder Roland Reinhard gekommen war. Wohnte er, Plissier, nicht schon viel länger im Haus als Harald König? In welchem Jahr war König eingezogen? Sie standen bei den Mülltonnen. Plissier fror, vor allem durch die Sohlen seiner Halbschuhe drangen Kälte und Nässe. Er wußte nicht, daß Harald ihm die

Geschichte von den geschlachteten Katzen aufwärmte, weil er von der Frage: Wo hast du vorher gelebt? ablenken wollte. Merkwürdig war: Harald König hatte früher in einem Wohnwagen auf einem Platz für Dauercamper in der Nähe von Ikea draußen gelebt, da wo das Wolfsgrund-Viertel ausfranste, Häuser und schöne Gärten flachen Industriefertigungshallen Platz machten und Distelgestrüpp, Möbelhäusern, Baumärkten und einer Kiesgrube. Dafür schämte Harald sich. Es war nicht erkennbar, wann und wessen Harald sich schämte und wann und womit er großspurig, laut - den Leuten ins Gesicht schreiend - angeben würde. Sein Campingwagen-Leben hätte Gegenstand einer Angeberei sein können; wie er es sonst tat, hätte er tatsächliche (denn wenn er auch ein Lügner war, erlebte Harald doch wirklich vieles, Ungewöhnliches, mehr als andere!) und erfundene Abenteuer zu einer immer weiter fortführenden Geschichte: Als ich im Caravan im Ödland lebte, verknüpfen können. Statt dessen schämte er sich. Er wich aus und log. Als Plissier ihn ein paar Wochen später noch einmal fragte, sagte Harald, er habe lange Zeit in Spanien gelebt, an der Costa del Blanca, bei einem Onkel. Er habe, sagte er, als sei dies ein Beweis für die Wahrheit seiner Erzählung, dort ein Motorrad besessen. Er gab an damit, daß er nie neue Kleider trug, daß er nie neue Kleider kaufte; wochenlang trug er die gleichen Hosen, T-Shirts, so daß er stank; im Winter eine Jacke, die er an einem Bauzaun hängend gefunden und mitgenommen hatte - dort hatte er bei der gleichen Gelegenheit auch den Werkzeugkasten gefunden.

Plissier, der von der Familie zwar kurzgehalten wurde, konnte sich im Vergleich zu den übrigen Hausbewohnern etwas leisten. Er trank guten Wein, den er sich in Holzwolle gefüllten Kisten ins Haus liefern ließ - in der kleinen Feinkostfirma mußte sich ein Angestellter gewundert haben über die Adresse; dort lebten die Kunden der Firma sonst nicht. Hifi-Geräte, Fernseher, Photo- und Videokameras: alles war teuer gewesen, während er fürs Essen wenig ausgab und die Wohnung spärlich möbliert verdrecken ließ; das waren billige, ihm bei seinem Einzug von Feige, dem Hausmeister, verschaffte Sache: Bettsofa und Schrank, Fernsehtischchen, Tisch, eine Pfanne, Wasserkessel. Plissier lebte abwartend, er hatte immer abwartend gelebt; das Haus und die Frauen im Haus schützten ihn, so daß ihm das Abwarten gut gelang, so geschützt ging es gut, und natürlich hatte er an Harald einen

Halt gefunden. Draußen waren zwar die Kumpel, und mal ließen sie sich auch sehen, kamen zu ihm, und dann rauchte er mit Tommy oder Malte unten im Gärtchen eine Zigarette oder teilte sich einen Joint; sie spotteten, doch er ließ sich nicht reizen. Drinnen hatte er mit der Krankheit, mit seinem Rückenleiden und den Schwindelanfällen, zu tun.

In der letzten Zeit verbrachte auch der junge Weinzierl ganze Tage zu Hause, hockend betrachtete er, zählte seine Waren; er hörte Musik dabei, die Bässe drangen tief in die Erde. Mädchen hatte er seit dem letzten Mal keines mehr mit in die Wohnung gebracht - die letzte, wie hieß sie, hatte Fragen gestellt, was bedrohlich war, wenn er auch später festgestellt hatte, daß die Antworten auf Fragen sie nicht interessierten, das meiste, auch das Vögeln, an ihr vorbeiging, so daneben, sagte der junge Weinzierl zu Bernd, sei dieses Mädchen gewesen, fertig und am Ende, nur vage erinnerte er sich, wie sie ausgesehen hatte. Um die Zeit, als das letzte Mal ein Mädchen, dieses Mädchen, bei ihm im Zimmer gewesen war, hatte es den letzten großen Krach mit seinem Vater gegeben, die große Schlägerei: mit der Rechten hatte Weinzierl das Haar seines Sohnes gepackt, nach vorne, nach unten ziehend, mit der geballten Linken ihn von unten in die Rippen, ins Nierenbecken schlagend, während der Sohn - vorerst gehandikapt, da er sich mit der einen Hand noch am Fußteil des Betts festhielt - mit der anderen den Hosenboden seines Vater krallte, an den Hosen zerrte, vorerst, er hatte sich nach dem überraschenden Angriff noch nicht wieder gefangen. Bis die Hand des Sohnes sich von Fußbrett des Bettes löste und sie stürzten, der Vater mit halb über den Arsch hinuntergezogenen Hosen stürzte zuerst, der Sohn dann, der mit beiden Fäusten jetzt auf die fette Brust, den Bauch des Alten einhämmerte, dabei sich aber scheute, ins stoppelbärtige Gesicht zu schlagen. Dem Alten gelang es, die Arme des Sohnes einzufangen und ihn herumzuwerfen, zu Boden zu drücken und seinerseits nun, mit väterlichem Recht den Jungen flachhändig zu ohrfeigen, links, rechts, mit Genuß dann auch, mit Fäusten - der Sohn blutete schon aus der Nase, dem Mund. Mit beiden Händen packte Weinzierl die lockigen Haare des Sohnes und ließ den Kopf auf den Boden, auf die Dielen krachen, einigemale, welche Tortur dem Sohn die Kraft verlieh, sich loszureißen und aufzuspringen. Geistesgegenwärtig ließ er dem Vater keine Chance, sich hochzurappeln,

sondern trat ihm, der sich, noch auf allen vieren, die Hosen hochzuziehen versuchte, gegen den Hals, im Seitwärtskippen wollte der alte Weinzierl den Jungen an den Beinen fassen, es mißlang ihm. Der Sohn rannte aus der Wohnung - Staub flirrte im Halbdunkel auf, ein Stuhl fiel leise in einen Kleiderhaufen, rannte, blutend und heulend, aus dem Haus, auf die Straße.

Seit dieser letzten Schlägerei war es mit dem Alten schnell bergab gegangen. In nur wenigen Monaten waren schrumpften die Muskeln an seinen Armen, so daß die Haut in Falten lag, genau wie die Haut an seinem dünnen Hals herunterhing; sein Gesicht wurde gelb. Die Zähne waren ihm fast alle ausgegangen.

Das hieß jedoch nicht, daß der junge Weinzierl gar nicht mehr mit Mädchen ging - auch wenn er es nicht mehr riskierte, daß sie von seinen Diebstählen etwas mitbekamen und daraus das Recht ableiteten, sich in seine Angelegenheiten zu mischen. Er fand die Mädchen in den Straßen des Viertels, Mädchen, die dort umhergingen auf der Suche nach Alkohol, bettelten; Einzelgängerinnen, die nicht zu den schwarzäugigen Punks gehörten, die am Bahnhof beieinander blieben und mit ihren Hunden hockten. Wenn er rausging, wenn er an manchen Tagen mit seinem Freund Bernd zusammen war, sprach er die blassen Mädchen an, und sie gingen gemeinsam weiter; die Mädchen hatten Ausschläge und faltige Lippen und schmutzige Gesichter. Bernd war mit ihm zur Schule gegangen - wo er wohnte, wußte der junge Weinzierl nicht genau, irgendwo in seiner Straße. Und Bernd verschwand oft wochenlang, dann vermißte er seinen Freund: allein rauszugehen und ein Mädchen anzusprechen, sich allein dazu zu setzen fiel ihm nicht leicht. In die Kneipen und Diskos, wenn sie über die Grenzen des Viertels liefen, gingen die beiden nicht. Das lag nicht nur daran, daß es teuer war - der junge Weinzierl trug oft sogar viel Bargeld bei sich. Sie fanden, sie gehörten dort nicht hinein, gehörten nicht dazu; es wäre ihnen im Traum nicht eingefallen, wie ihre Altersgenossen die Nacht mit Freunden in der Diskothek zu verbringen; sie zählten sich nicht zu den heraufstaffierten Billardspielern in den Kneipen rund um die Bahnhofspassage, schon gar nicht zu den Studenten am Gemeinerplatz am Nachmittag. Auf der Straße waren sie frech und pöbelten Passanten an. Mit zwei bleichen Ausreißerinnen teilten sie sich eine Flasche; sie aßen Hamburger aus dem Tankstellenladen.

Wieder redeten sie in der Diele miteinander, wo in der letzten Zeit alle ihre Gespräche stattgefunden hatten, in dem Raum, der hell und freundlich, farbig eingerichtet war und modern und um so mehr Frau Liebschner Schmerzen zufügte, deren Depressionen schlimmer geworden waren. Sie waren vom Eßzimmer in die Diele gewechselt, alle Lampen brannten. - Du hast wieder nichts gegessen. - Sie hatte Gewicht verloren, litt an Appetitlosigkeit, das beste Essen war, wie sie sagte, wie Watte in ihrem Mund. - Melanie hat angerufen. Sie wohnt jetzt, sagt sie, bei ihrem Freund, dem Kerl aus Tunesien oder so, sagte Frau Liebschner mit quengelig-tragischer Stimme, ein kindlich-schluchzendes Ächzen, das nach und nach Freundinnen, Schwester und Schwägerin und am Ende auch ihre Mutter vertrieben und ferngehalten hatte, ein unzufriedenes, unglückliches Schmatzen, das, so erzählte er es Harald König, Herrn Liebschner bis in die Gehirnwindungen, erzählte er, in die feinsten Verästelungen drang und dort schabend Verheerungen anrichtete, ein Tonfall, der Nervenzellen auffresse und Wüste, Leere hinterlasse, behauptete Herr Liebschner, denn der Haß verlieh dem sonst Anspruchslosen und Ängstlichen Phantasie.

Er saß in der Diele auf einem Flickenteppich, in Schlafanzug und Bademantel und trank, was sie verabscheute, Limonade aus einer Eineinhalbliter-Plastikflasche; er sah sie an, wie sie langsam schaukelte. Langsam, langsam war die Absonderung von der Familie, den Nachbarn gekommen, überlegte Liebschner, er hätte nicht sagen können, wann es angefangen hatte, hätte die einzelnen Schritte und Maßnahmen nicht nennen können; an ein leises Auflegen des Telephonhörers erinnerte er sich - als er das letzte Mal mit seiner Schwiegermutter gesprochen hatte, an dem Tag, an dem Christine all ihre Kleider, die Schuhe und selbst die Wäsche in die Altkleidersammlung des Roten Kreuzes gegeben hatte - er hatte seine Schwiegermutter, eine Frau mit Humor und Verständnis, gemocht - natürlich hatte Christine ihm gestern bereits von Melanies Anruf berichtet, gestern schon und heute morgen hatte sie gefragt und gefleht, was zu tun sei, und ihr Geschrei ging etwa so: Meine Tochter! mein Kind! meine reizende, meine kleine Tochter! Wer gibt mir meine Tochter wieder? Wer gibt mir mein Kind wieder? Meine schöne Tochter hat sich weggeworfen, einem Kriminellen an den Hals geworfen. Sie wird, hatte sie geklagt, für

immer im Unglück sein: nur als allerdüsterste und voller Leid konnte sie sich die Zukunft für ihre Tochter vorstellen. Nichts wies darauf hin, daß der Tunesier ein Krimineller sei, hatte Liebschner geantwortet. - Jedenfalls hat sie Arbeit, sagte Liebschner jetzt zu seiner Frau, die wieder weinte: - Niemals hätten wir Melanie allein nach Paris gehen lassen dürfen. Er aber war froh, daß Melanie arbeitete, sein Liebling würde verstehen, wenn er die Summe, die er ihr monatlich überwies, halbierte. Er mußte Ausgaben einschränken, vor sich selbst wenigsten so tun, als hülfe das Einschränken noch.

Harald König und Liebschner hatten in der Brandnacht nicht wissen können, daß Christine Liebschner ausgerechnet in dieser Nacht im Mai im Haus sein würde. Der Plan sah vor, daß es leer war, die Bewohner rechtzeitig gewarnt und draußen in Sicherheit sein, von dort den Brand bezeugen würden. Sie wußten nicht, daß in dieser Nacht die Mutter von Katharina Kleiber nach einem Schlaganfall ins Krankenhaus eingeliefert worden war - es stand nicht gut, der zweite Schlaganfall innerhalb von sechs Monaten, die alte Frau Kleiber, die Ladenbesitzerin würde bald darauf sterben - und Katharina Kleiber die ganze Nacht im Krankenhausflur, später am Bett ihrer Mutter sitzend verbrachte. Katharina betrachtete Frau Liebschner als ihre beste Freundin und rief, nachdem die Schreckensnachricht sie erreicht hatte, diese als Freundin an, um ihr über den Zustand ihrer Mutter zu berichten und sich trösten zu lassen.

Fragen: Warum war Frau Liebschner, die nie das Haus sonst betrat, die ihre Villa schon sehr lange nicht mehr verlassen hatte, schon seit sehr langer Zeit aus dem Wolfsgrund nicht mehr herausgekommen war, warum war die Leidende, zu leicht bekleidet für die immer noch kühle Nacht, aus dem Haus gelaufen, in einem Zustand, sagte ein Zeuge aus, der sie in der Treitschkestraße gesehen haben wollte, wie sie am Kebap-Imbiß in ein Taxi stieg, sie habe gezittert und sei blaß gewesen: Warnzeichen, daß ihre nervöse Depression den höchsten Grad erreicht hatte? Warum hatte sie das Haus betreten? Es grause ihr, hatte sie stets beteuert, berichteten viele, vor dem Haus und seinen Bewohnern; warum hielt sie sich in der Wohnung ihrer Freundin Katharina Kleiber auf? Das reimte sich nicht. Hatte Harald König, der Alarm schlug, bevor der Brand ausbrach, sie nicht rufen hören, oder hatte sie

nicht gerufen? Liebschner, der sich in den Schatten, zu seinem Auto schlich, würde, hätte er sie gehört, die Stimme seiner Frau für eine Halluzination, eine Vorgaukelung gehalten haben.

Katharinas Affäre mit Harald König war Teil einer Strategie der Selbsterniedrigung, die sie in langen Jahren entwickelt hatte und auf die sie als etwas Selbstgeschaffenes, Persönliches stolz war: denn es gab nicht viel in ihrem Leben, das sie kontrolliert und gelenkt hatte; davon hatte es weder in der Zeit ihrer Ehe, dem "früher", der Zeit des Sonnenbadens, viel gegeben noch davor, als sie Kind war und bei ihren Großeltern aufwuchs, als ihre Mutter, die jetzt klein wie eine Puppe, bleich und fast haarlos im Krankenhaus lag, atemlos, und unaufhörlich klagte, daß man sie bestehle, daß man den Laden ausraube und ihre Waren verscherbelnd sich bereichere, als ihre Mutter noch strahlend schön und fern war und im Geschäft ihres Geliebten, das viel größer gewesen war als ihr eigenes, später vom Ersparten gekaufte Geschäft im Waldviertel Wäsche verkaufte. Oft war es nicht gewesen, daß sie, duftend und blond, die kleine Katharina besuchen kam am Stadtrand, bei Oma und Opa. Sie kam nicht, als Katharina mit einer Gehirnerschütterung im Bett lag und sich auf Anweisung des Arztes nicht rühren durfte. Der Opa war sehr erschrocken gewesen und hatte den Arzt holen lassen, als Katharina, nachdem Opa sie mit einem Holzscheid verprügelt hatte hinten im Hof, hinfiel und mit dem Kopf auf eine Steinplatte schlug, die Opa sich zur Bearbeitung bereitgelegt hatte. Katharina lag mit dem Gesicht zur Wand auf einem aus Stühlen und Sofakissen improvisierten Bett im Wohnzimmer, wo alle versammelt waren, um sich im Fernsehen eine Spielshow anzusehen, und sie rührte sich, wie ihr befohlen worden war, nicht; nicht einmal, als Bruno, ihr Bruder, sie fest in die Rippen stieß und dabei lachte. Bruno war der Liebling der Großeltern - warum Katharina ihnen ein Pfahl im Fleisch, Gegenstand ihrer Wut und ihrer gemeinsten sexuellen Begierden zugleich, während Bruno ihr Männchen und Söhnchen war, ist schwer zu sagen. Der Großvater (in seiner Jugend hatte er vom Künstlersein geträumt, wollte Bildhauer werden, mit Meißel und Hammer monumentale Figuren schaffen) war von Beruf Steinmetz, der in der Hauptsache Grabsteine herstellte, daneben für den Garten oder für Springbrunnen Nixen oder

Krugträgerinnen, seltener Tierfiguren. Katharina wurde von beiden Großeltern sexuell mißbraucht; hinzu kam, daß beide, Opa und Oma, ihr nicht nur sagten, wie häßlich und überflüssig sie sei, sondern auf eine sozusagen naive, natürliche, primitive Weise auch tatsächlich überzeugt waren; besser wäre es gewesen, sagten sie, Katharina wäre nicht auf die Welt gekommen. Natürlich sprachen sie nicht immer so, nicht an jedem Tag, zu jeder Stunde. Katharina war die Zielscheibe ihres Zorns, wenn sie sich über die Dinge draußen - die Unverschämtheit des Marmorhändlers, der Nachbarinnen - ohnmächtig ärgerten oder wenn sie sich ängstigten, und vieles ängstigte sie; wenn sie sich stritten, die alte Frau und der alte Mann, kreischten und brüllten, sich an den Haaren rissen und gegenseitig Ohrfeigen verpaßten (erzählte, während sie in einem Café in der Fußgängerzone saßen, Katharina ihrer Freundin Christine, lachend), wobei es meistens um Geld ging, kam es leicht vor, daß ihre Wut sich gemeinschaftlich gegen Katharina richtete oder plötzlich umschlug in zuckende, gewalttätige Lust und Opa sie im Großelternschlafzimmer vergewaltigte, Oma schnaufend auf sie einschlug.

Immer sei es aber so nicht gewesen, habe sie, erzählte Katharina Christine, dem Therapeuten erklärt, einem von vielen Ärzten und Psychologen, die sie wegen ihres Rückenleidens und ihrer Migräne aufsuchte: das sei nach ihrer Scheidung gewesen. Als sie, überrascht und erschrocken über das lautlose Ende ihrer Ehe, das sie nicht vorhergesehen, von dessen Ursachen sie nichts verstand, der Meinung und Empfehlung von Christine, damals selbst frisch verheiratet, folgte und ihre Leiden und ihre Vergangenheit auflösen und aufklären wollte, um ihr Leben in den Griff zu kriegen und von vorn zu beginnen. (Was herauskam und wichtig wurde, als es um Christine Liebschner und letztendlich um Harald König ging.) Zu der Zeit hatte ihre Mutter begonnen, alt und nahbar, liebebedürftig zu werden; sie hatte sich nach dem Konkurs ihres letzten Liebhabers einschränken müssen, später, als sie ihr eigenes Geschäftchen eröffnete, als alles neu und wieder aufregend war, triumphierte sie noch einmal für ein paar Jahre, war sie hochmütig und hübsch wie zuvor. Jahrelang danach aber war sie klein und grau: Katharina, aufgewacht nach der Scheidung, glaubte, aus der Katastrophe zu lernen, daran zu wachsen: Sie schenkte ihrer Mutter Liebe.

Katharina erinnerte sich daran, daß sie Christine davon berichtet hatte an einem Nachmittag im Café, dem letzten, das es in der Fußgängerzone gab; sechs waren es früher gewesen; die anderen waren verschwunden, hatten dichtmachen müssen; Schattenschriftzüge waren an der Mauer geblieben, die Umrisse der Neonbuchstaben, Kabelenden hingen aus den Steinen. Schwarze Höhlen gab es jetzt in der Innenstadt - wer hätte sich das vor einigen Jahren vorstellen könne, wer hätte es voraussehen können -, Höhlen nicht nur in den Häusern, wo einmal Geschäfte und Restaurants das Erdgeschoß gemietet hatten, auch die verbliebenen Kneipen und Lädchen, deren Inhaber weiter kämpften, auf eine Verbesserung der Zeiten und Zustände hoffend, während sie nicht einmal das Lebensminimum, weniger als der Sozialhilfesatz, einnahmen, wirkten dunkel und kahl. Die Schaufenster am Eckhaus, in dem Mariellchen Stojan ihren Souvenirladen gehabt hatte, waren schwarz angestrichen, auch die Tür war schwarz lackiert, mit einem Guckloch, sonst nichts, kein Klingelknopf, kein Hinweis, was hinter der Tür zu finden war. Abends drang, wenn die Tür seltene Male aufging, keine Musik auf die Straße, kaum Licht, nur ein schwacher Schimmer. Wenig Menschen gingen direkt auf die Tür zu, ein paar Männer, die eingelassen wurden; eine Insidersache offensichtlich, eine Adresse, flüsternd weitergegeben, hinter vorgehaltener Hand an solche, die wert schienen, eingelassen zu werden. Passanten spiegelten sich im geschwärzten Glas, blieben aber nicht stehen. Das Café, in dem Katharina und Christina sich an manchen Nachmittagen trafen zu dieser Zeit, einige Jahre ist es her - als die Dinge noch nicht allzuschlecht aussahen, als vieles auf der Kippe zu stehen schien und es auch hätte anders kommen können, erinnerte sich Katharina vage -, war es eher eine Billardkneipe, in der Schüler um Geld spielten.

Reinhard war ein Nachzügler in der Familie; die Mutter hatte in ihrem 44sten Lebensjahr nicht mehr mit einer Schwangerschaft gerechnet: Reinhard's Bruder Roland war fast 20 Jahre älter und bei Reinhard's Geburt bereits ein schöner, kluger junger Mann. Das Baby war gesund und entwickelte sich normal. Sein Vater und seine Mutter aber hatten ihre Rolle als Eltern bereits abgelegt: waren keine Vorbilder und Lehrer mehr. Auch wenn sie ihr Bestes gaben, sich wieder einzustellen versuchten auf die Bedürfnisse eines Babys, eines

Kleinkindes; sie hatten sich losgelöst von den Dingen, die in den ersten zwanzig Jahren ihrer Ehe wichtig gewesen waren, die Gründung einer Familie, die Errichtung eines Heims und Zuhauses, und hatten sich auf die Freiheit der mittleren Jahre gefreut. Die Mutter von Roland und Reinhard hatte aus ihrem gelernten Beruf - sie war Kostümbildnerin gewesen und hatte an den Städtischen eine Anstellung gehabt - ein Hobby gemacht und schneiderte nun für Freundinnen und Nachbarinnen, entwarf auf dem Zeichenblock Kleider und Blusen. Sie hatte, hieß es, künstlerisches Talent. Der Vater, der ein Wettbüro betrieb, eine Tatsache, die angesichts des gepflegten und ziemlich hochnäsigen Eindrucks, den seine Frau machte, immer nur halb und inoffiziell im Wissen des Bekanntenkreises des Paares vorhanden war, hatte zur Zeit der unerwarteten Schwangerschaft - der große Sohn hatte die Schule hinter sich und war auf der Suche nach einem geeigneten Studienplatz - begonnen, das Geschäft zu modernisieren, das Angebot zu erweitern und die Räume des kleinen in der Zietenstraße zu renovieren.

Reinhard war ein braves Kind, das die Freiheit seiner Eltern zu respektieren schien und sich darauf beschränkte, dann Wünsche anzumelden, wenn sein großer Bruder Roland in den Semesterferien oder zwischendurch am Wochenende nach Hause kam.

Verhaltensauffälligkeiten wurden erst spät festgestellt, auch die Psychologen konnten den Finger nicht drauflegen und sich einig darauf einigen, was Reinhard tatsächlich fehlte. Dort, wo Reinhard aufwuchs, war es fast schon Land. Hinter dem Haus wucherten im Sommer Lupinen im Sand, dann kam eine Hecke mit wilden Pflaumenbäumen, Schlehengestrüpp, wo Reinhard spielen durfte: er hatte daran keine Erinnerung. Er spielte mit Steinen und aus dem Gras aufgesammelten Unrat, der aus der Stadt angetrieben oder aus fahrenden Autos geworfen worden war; wenn er sich an Brennesseln verbrannt oder in einen Ameisenhaufen getreten war, schrie er nicht. Erst mit sieben oder acht Jahren sprach Reinhard, dann aber gleich viel, plappernd, fast seinem Alter entsprechend: Hauptwörter kannte er offenbar viele, die Namen von Gegenständen, während er nicht viele Verben verwendete und immer unsicher schien, ob er das richtige Tätigkeitswort gewählt hatte. Farben konnte er gut und sprach sie oft aus, sogar die schwierigen wie "Violett" oder "Beige".

- Das tat er übrigens auch jetzt noch gern: Deine Haut hat Orangerot, sagte er zu Frau Feige, oder über den jungen Weinzierl, über den er sich wie alle Hausbewohner - er war ja nicht gefühlkalt oder dumm - Sorgen machte: Der Junge ist auf dem gelben Feld, womit er (doch auch daran hatte er keine bewußte Erinnerung) das gelbe Feld eines Spielbretts meinte, auf dem er mit Roland als Kind, als Jugendlicher gespielt hatte. Gelb hieß Gefahr, Verlust der Spielfigur.

Dagegen konnte er nicht "ich" sagen; wie ein ganz kleines Kind sagte er "Reinhard", wenn er sich selbst meinte; vor allem dadurch entstand der Eindruck geistiger Zurückgebliebenheit.

"Eben", sagte Reinhard zu Karl Opitz, der regungslos - nur der Zeigefinger machte kleine tippende Bewegungen - auf dem Absatz mit den Wüstenbildern stand; Reinhard lehnte gegen die Wand. Eben war eines seiner Lieblingswörter, manchmal verdoppelte er: ebeneben. Im Halbdunkel des Treppenhauses träumte Karl Opitz von der ersten Zeit seiner Ehe, den ersten Jahren mit Ursula, seiner Frau. Grotteske, unglaubliche Bilder waren die Erinnerungen für ihn, Bilder in einer schmutzigen, stinkenden Grotte, im Brackwasser an die Oberfläche steigend, dachte er, und die schwarz-grünlichen Grottenwände sah er so deutlich vor sich, daß es in seinem Magen kicherte, als würde er sich mit einer langen Pfauenfeder kitzeln, wie die alten Römer - so erinnerte sich Karl - sich im Rachen kitzelten, um das Gegessene ausspeien und mehr genießen zu können. Das Kitzeln im Magen wurde größer und wollte heraus, seine Nasenflügel weiteten sich. "Eben", sagte Reinhard, "in der Goslaer Straße, beim Türken, in der Wiener Straße, im Eiscafé, beim Chinesen, am Erlenberg, Biergarten", zählte er auf, abgehackt, wie immer, wenn er sprach - aufzählend, die Silben hackend -, "eben", sagte er, "in der Gärtnerei, in der Metzgerei, im Wasser-Bad", redete Reinhard: er wollte Herrn Opitz berichten, an wie vielen Orten in der Stadt - vor allem hier im Viertel - er hören konnte, wie die Menschen, die Bewohner der Häuser, klagten - über die Löcher in den Straßen, den Verfall, die politischen Skandale. Reinhard saugte die Stimmen auf, die Reden, und er machte keine Unterschiede - wie groß das Unglück der Leute war!; er wollte Herrn Opitz wiedergeben, was sich in ihm sammelte. Wie geschickt er selbst, Reinhard, dem niemand etwas zutraute, im Belauschen von Gesprächen

war. Wo er überall hinkam! Im Haus glaubten sie, Reinhard würde sein Zimmer selten verlassen. Aber jetzt hatte er sich wieder in die Aufzählung verrannt und eingewickelt und sogar, was ihm manchmal passierte, die Wörter verwechselt. Wasser-Bad: Das Schwimmbad in der Lilienthalstraße gab es seit Jahren nicht mehr, hatte er zwei Männer am Kiosk reden hören, die darüber stritten, in welchem Jahr der Brand Am Weiler gewesen war; zwar stehe das Gebäude des Schwimmbads noch, es sei verriegelt und vernagelt. Reinhard redete leise. Es dämmerte, sie standen schon seit langer Zeit auf dem Treppenabsatz. Karl Opitz zitterten ein wenig die Knie; er roch nach Babypuder - Ursula, die auch jetzt noch nach den schrecklichen Erlebnissen mit Katharina Kleibers Dackel an einem Samstagmittag, nach denen es eine Zeitlang schien, als sei sie dem Verfall, der völligen Vergeisung nahe, rüstiger war als ihr Mann, half ihm beim Baden, sie pflegte ihn gut. Sie ließ sich auch in der Armut in puncto Sauberkeit, was ihre Wohnung und ihren Mann betraf, nichts nachsagen. Hinter Karls halbgeschlossenen, verknitterten Lidern flackerten Bilder. Aus der frühen Zeit, als sie immer noch jung waren: Ursulas Nacktheit, Schreie, ihre kalten Wutanfälle dann, die nicht vorhersehbar, nicht berechenbar waren: Wenn sie, jung und stark, wie sie war, sich auf ihn stürzte, und dabei knurrende oder quakende Töne von sich gab, kratzte und spuckte und ihn am Hals zu erwischen versuchte mit großen, knochigen Händen, wenn sie nach dem Sonntagsessen das gute Geschirr zertrümmerte, ohne Tränen, in sprachlosem Zorn über seinen Widerstand oder was sie dafür ansah. Reinhard hatte es aufgegeben, seinem Freund zu erzählen, wie groß das Unglück draußen war: in seinem Kopf herrschte zu wenig Ordnung, und der Zwang zur Aufreihung drängte sich stets vor: "Milka, Zartbitter, Kinderschokolade, eben", sagte er, "alles, Reinhard, Mandelsplitterkuchen, Honigplätzchen, Bienenstich -". Er mochte schwierige Wörter. Karl Opitz wußte - denn der alte Mann und Reinhard, der nichts konnte, verstanden einander, kannten sich -, worauf Reinhard jetzt anspielte: auf die verfluchte Hundegeschichte. Wer eigentlich im Haus redete nicht die ganze Zeit darüber? Karl Opitz liebte keine Geschichten, Anspielungen auch nicht auf Geschichten, auf die Dackelgeschichte mit Ursula, seiner Frau, etwa, die ihm andere Geschichten von vor über fünfzig Jahren ins Gedächtnis, da wo es tief im Magen lag, riefen. Lieber war es ihm, den tröstlichen Klang von Reinhard's Stimme mit ihrer deutlichen

Betonung der Wörter zu hören - allerdings nur, wenn Reinhard aufzählte ohne Sinn und Anspielung. Die Litaneien wirkten auf Karl; er meditierte sozusagen, versenkte sich in der Dämmerung, auf dem ersten Treppenabsatz, mit dem Arm gegen das Geländer ruhend, in eine rote Wüste, in die jemand - der Junge von unten oder der Neue aus dem Zeiten: für den alten Opitz war Johann Steinke, der doch inzwischen auch bereits einige Jahre im Haus lebte, immer noch der Neue - ein Strichmännchen gezeichnet hatte, das genau wie das Galgenmännchen an der Wand im Erdgeschoß aussah, nur daß es hier nicht am Galgen hing, sondern in einem primitiven Rollstuhl saß.

Das Elend ihrer Kindheit hatte Katharinas Seele nicht verwüstet, hatte aber auch nicht zu Widerstand und Rebellion, aber zu einem am stärksten ausgeprägten Gerechtigkeitssinn geführt, zu dem rastlosen Gefühl, Ungerechtigkeit ausmerzen, Schiefes geraderücken zu müssen. Hinzu kam ein unglaubliches Gedächtnis für Details. Die Details eines Falls: So, als sie zwischen dem jungen Weinzierl und seinem Vater nach der großen Schlägerei vermitteln wollte, einen Ausgleich schaffen:

- Der alte Weinzierl, erzählte sie, erinnerte mich an Opa, er war schon am Ende, kraftlos wie Opa, als er im Krankenhaus lag, als ich ihn im Krankenhaus besuchte, er hatte nach mir verlangt. Der Junge ist verstört, seit seine Mutter weg ist, sieht er auch, wie sein Vater sich tot trinkt. Sie könne, sagte sie, einen solchen Wunsch, sich systematisch ums Leben zu trinken, verstehen; auch der Opa habe getrunken; nicht - wie der alte Weinzierl - in selbstzerstörerischer, selbstmörderischer Absicht, um eines inneres Lebensgefühls willen habe der Opa getrunken, so habe sie erkannt, um seiner Körperkraft willen und um seiner Wut willen: komplizierte Geschichten seien das gewesen, sagte Katharina, die sich im Grunde vom Leben abgestoßen fühlte.

Die Jahre ihrer Ehe fielen aus der Zeit: oft bezweifelte sie, daß sie es gewesen war, im Garten, im Liegestuhl, sich vor den Wespen ängstigend. Daß es das Haus gegeben hatte, das Martin gekauft hatte; daß sie zwei Kinder geboren hatte. An die Küche dachte sie oft, die eine Tür zum Garten hatte; wie gern sie die Küche geputzt hatte, alles picobello, die Schränke aufgeräumt sowohl als auch sauber zu halten, schwärmte sie; sie sei eine gute

Hausfrau gewesen; sie habe für sich und Martin und die beiden Kinder das Essen gekocht. Und dennoch behaupteten sie, sie habe die Kinder vernachlässigt, die im Dreck spielten - und die Küche sei ein Schweinestall gewesen -, später, als sie ihr die Kinder wegnahmen, kurz nach der Scheidung von Martin, der ohne Vorankündigung, ohne Warnung ging, der wie er sagte, es mit ihr nicht mehr aushielt, der, wie er sagte, ihr nicht helfen konnte - dabei brauchte sie keine Hilfe, sie war glücklich. Martin wollte ihr das Haus lassen, die Kinder nicht - später auch das Haus nicht mehr. Wie lange war das jetzt her?

Die Mutter des jungen Weinzierl sei ja weggelaufen und nicht nach Goslar gefahren zur kranken Schwester, sagte sie, als sie helfen wollte, weshalb der alte Weinzierl einen Teil des Überblicks verloren habe, genau wie er nichts von den unheilvollen Entwicklungen im Haus habe begreifen können, ja, das würde sie, Katharina, so sagen: von den katastrophalen Entwicklungen in der ganzen Stadt, nichts habe er mehr beherrscht: den Sohn gar nicht. Mit ihrer schönen, dunklen, langsamen Stimme redete Katharina.

Sie hatte zu vermitteln versucht im Streit zwischen Vater und Sohn im ersten Stock und dem alten Weinzierl von Liebe und Pflicht gesprochen, als der sich im Grunde an seinen Sohn nur noch vage erinnerte - nicht lange bevor er starb. Zum Sohn sagte sie: Geh hin zu deinem Vater, der krank ist; hör zu; so wie ich Opa im Krankenhaus besucht habe, als er eingeschrumpelt war, ein Zwetschgenmännchen. Der junge Weinzierl ging aber nicht hin, er war nicht mehr oft zu Hause, in der immer leerer werdenden Stadt trieb er sich herum. Er ging vor die Hunde.

Am Mord von Katharina Kleibers Dackel, den sie in einem Anfall von Humor nach ihrem davongelaufenen und geschiedenen Mann Martin Kleiber genannt hat, waren - das kam heraus - viele Hausbewohner beteiligt, in der Hauptsache aber Familie Feige: das waren Hausmeister Feige, Frau Feige und die beiden Töchter, Ines und Karla. Natürlich war der Hund bereits krank; er war nicht mehr jung und von den vielen Schleckereien fett geworden. Es war an einem frühen Nachmittag im Sommer; ein heißer Julitag, das Tier schlich über den Platz vor dem Haus ins sogenannte Gärtchen. Es keuchte und stank aus den Ohren und aus dem Maul - so stark, daß man es auch aufrecht stehend und in einiger

Entfernung riechen konnte. Feiges machten, wenn es warm war, gern ein Picknick im Gärtchen, neben dem halb in den Boden gerosteten Wrack eines Kleinbusses, bei den beiden Betonkegeln, die jünger waren als das Wrack, seit zwei, sagten die einen, seit vier Jahren, sagten die andern, dort standen: niemand wußte, welchem Zweck sie dienten oder wer sie dort hingeschafft hatte. Zwei große Teller mit Schmalzbrot und Buletten standen auf dem Klappstisch, ein Glas Essiggurken, volle Milchflaschen und das Bier des Hausmeisters; Kleiber, der Dackel, hatte sich - halb unterm Beifußgestrüpp verkrochen - in den Schatten des einen Betonkegels gelegt.

Geradezu idyllisch, meinte Plissier, der, als er aus dem Haus ging, einen Moment stehenblieb und hinübersah, sei das Bild gewesen: Hausmeister Feige blinzelte mit halb geschlossenen Augen über die Bierdose in seiner Hand hinweg; er saß auf einem Klappstuhl und stemmte die struppigen Beine fest auf den Boden. Zu seinen Füßen hockte das jüngere der beiden Feige-Mädchen, Karla, vor sich einen Teller, beladen mit Restestücken von Mohnkuchen und Butterkuchen, in Kokosflocken gewälzten Schokokugeln und Mohrenköpfen und Waffelröllchen: ihr Schatz. Ines, die Zehnjährige, stand, die knochigen Arme aufgestützt, am Tisch und sah zu ihrer Mutter hinüber, die bei den Mülltonnen mit der alten Opitz redete. Mit einem merkwürdigen Ausdruck im Gesicht habe das Mädchen seine Mutter angesehen, erzählte Plissier später. Ines sei ein an sich sehr erwachsenes, für sein Alter zu ernstes Kind, behauptete Plissier, denn obwohl seine Situation zwar komfortabel, aber alles anders als sicher war, sein Leben, wie er es beschrieb, sich "im Übergang" befinde und er "abwarten" müsse - so sagte er -, sei er aufgrund seiner Herkunft und Schulung besser als "die Eingeborenen" (sagte Plissier scherzhaft) in der Lage gewesen, seine Umgebung zu beobachten und zu interpretieren. Plissier war auf dem Weg in die Stadt zu einem Treffen mit dem Trödelhändler Mesmer, mit Malte und dem Holländer, zwischen denen er einen Handel über eine ganze Wagenladung gefälschter russischer Ikonen arrangierte - er hatte da von seiner Zeit in der Galerie her noch Verbindungen. Als er zurückkam, hatten sich die Dinge im Gärtchen zugespitzt.

- Mit schnellen Trippelschritten lief die alte Frau Opitz von den Mülltonnen zum Picknicktisch; daß ihr Augenlicht schwach war, merkte man dabei nicht, sie kannte sich

aus, sie hatte fast ihr ganzes Leben hier gewohnt. In ihrem fleckigen braunen Kleid ließ sie sich neben dem Kind im Gras auf die Knie nieder und pflückte Sauerampferblätter, die sie sich in in den Mund steckte. Wie ein Kind sah Ursula Opitz aus, wie ein drittes kleines Mädchen neben der die Süßigkeiten hütenden, auf der Erde kauernenden Karla, und Ines, die jetzt neben ihrer Mutter saß und reglos vor sich hin sah, wie es Kinder manchmal tun. Vom Fenster aus konnte Reinhard die blauen Adern in den Schenkeln von Frau Feige sehen, dicke Schenkel in Shorts, die sich in die Bank drückten. Frau Feige schwitzte, in der Bank fehlten einige Latten - tiefe Abgründe, wie es Reinhard im ersten Stock vorkam; vergebens strengte er sich an, das Aderngeflecht in der weißen Haut zu verstehen: was es für Reinhard im Zimmer bedeutete. Frau Opitz kaute Sauerampfer. Johann Steinke trank zum ersten Mal in seinem Leben Bier aus der Dose, in der Nachmittagshitze. Er hatte sich in der Gegenwart des Hausmeisters versteckt vor seinen Gläubigern - dabei war niemand Fremdes zu sehen, Johann bildete sich ein, daß die Männer stets hinter ihm her waren, und er war dankbar und angewidert zugleich gewesen, als Feige ihm mit einem "Herr Nachbar" ein Bier angeboten hatte - so geriet er in die Dackelgeschichte.

- Angefangen habe es, berichtete Mariellchen Stojan, als sie, von der Sorge um Herrn Steinkes Gesundheit getrieben, ihm folgte, um ihn - so gut es ging - im Auge zu behalten, im Gärtchen zu den dort Versammelten trat, damit, daß der Dackel, von einer Wespe aufgeweckt, einmal träge bellte und der Wespe nachzuwatscheln versuchte. Sie - Mariellchen - hatte unter dem Vorwand, mit Frau Feige, mit der sie im gleichen Stockwerk lebte, über die teils aufgebrochenen, teils aus ihrer Halterung gerissenen, schief hängenden Briefkästen zu reden - in Feiges und Frau Feiges Zuständigkeit falle es, diesen untragbaren Zustand dem Hausbesitzer, Herrn Liebschner, vor Augen zu führen. Als wären die Briefkästen nicht seit Jahren schon aufgebrochen gewesen, als hingen sie nicht schon seit einer Ewigkeit - lange vor Johann Steinkes Einzug - schief! Schließlich bekam Mariellchen auch überhaupt keine Post! Harald König, der sich massenweise Kataloge und Warenproben zuschicken ließ und sich an unzähligen Preisausschreiben und Ratewettbewerben beteiligte, holte seine umfangreiche Post beim Chef ab, und Plissier ließ sich Briefe postlagernd senden: Er erhielt sogar Briefe aus dem Ausland, wie mehrere Hausbewohner

bestätigten, die in seiner Hand ausländisch aussehende Umschläge gesehen hatten, als er über den Hof ging. Wozu also sollten die Briefkästen instand gehalten werden und gerade hängen? Allerdings kamen junge Männer und alte Männer ins Haus, um Wurfsendungen und Reklamezettel zu verteilen und in die Briefkästen zu stecken. Jugoslawen, die groß und kräftig wie Bären waren und die Zettelstapel in Plastiktüten trugen, junge arbeitslose Familienväter, die mit dem Fahrrad unterwegs waren und die Zettelverteilung sorgfältig ausführten, weil sie hofften, statt selbst auszutragen, bald als Kontrolleure eingesetzt zu werden, die nachprüften, ob die Austräger die Zettel auch wirklich einzeln in die Briefkästen steckten und nicht packenweise in die Mülltonne warfen. Trotzdem griff Hausmeister Feige den Vorwand mit den Briefkästen auf, und zwar deshalb, weil er die Chance sah, Johann, dessen kühle Zurückhaltung Feige nicht ausstehen konnte, aus der Reserve zu locken und hereinzuholen. Schließlich war er einer von ihnen!

- Er habe, sagte Feige an Johann Steinke gewandt, oft neue Halterungen für Briefkästen angebracht - da, wo es nötig gewesen sei; er habe schief hängende Briefkästen geradegerückt und zerbeulte und ausgefetzte Briefkastentüren repariert. Das alles habe, da es im Haus Leute gebe - er schaute seine Frau an -, da es Verrückte und vernachlässigte Jugendliche gebe im Haus, die ihre Zerstörungslust und Zerstörungswut auslebten, sagte Feige, nichts genützt. Verglichen mit Steinke, der seit der Entlassung fast verstummt war, und dem nervös zischelnden Plissier konnte es Feige, obwohl er in seinem früheren Leben, bevor er seine jetzige Frau, die die beiden Kinder und die Hausmeisterstelle mit in die Ehe brachte, kennenlernte, Metzger gewesen war, in der Rhetorik mit Harald König aufnehmen; im Grunde übertraf er - vorausgesetzt, er hatte genügend getrunken - Harald, der oft auf Abwege geriet, in der Kunst der Zuspitzens noch. Das Haus, sagte Feige, sei in die Hände von Verrückten und jugendlichen Verbrechern gefallen, die Straße gehöre längst dem Balkan und seinen Gerüchen, die Stadt sei, das Land auf den Hund gekommen. Er trank Bier und blinzelte in die Sonne; Mariellchen Stojan nickte mit dem Kopf.

Karla, das Kind, und Ursula Opitz wußten nichts und wollten nichts wissen von den Zuständen in der Stadt, das Gerede langweilte sie unten im Gras. Die beiden sahen zu, wie die Wespe dem im Schatten dösenden Hund um die Nase tanzte; Kleiber bellte schläfrig

und versuchte auf die Pfoten zu kommen; er war schon ein alter Hund. Das kleine Mädchen, das vor kurzem seinen Teller, den Süßigkeitenschatz gegen die Angriffe seiner älteren Schwester mit Schlichen und Schlägen verteidigt, mit seinem schmalen Körper geschützt hatte, kam auf die Idee, dem Dackel vom Kuchen anzubieten, ihm mit einem Mohrenkopf auf dem ausgestreckten Händchen zu locken.

Rückwärtsgehend neckte das Mädchen den Hund, der am Mohrenkopf geschnüffelt und gleich einen Sprung nach vorn gemacht hatte

- hechelte der Dackel, Speichel floß ihm aus dem Maul und schäumte weiß, stand der Dackel wie im Zirkus auf den Hinterbeinen. Karla, das Mädchen, hatte den Mohrenkopf immer wieder von der Dackelschnauze weggezogen, höher, immer höher, hoch über den Kopf gehoben.

In der Haustür tauchte der junge Weinzierl auf, schlafzerzaust und blaß.

- Der Hund bellte jetzt laut und zornig, er zitterte und plötzlich - alle erschrakten und sahen sprachlos und von einem Grausen erfaßt nach oben - bellte vom ersten Stock Reinhard aus dem Fenster, auch er laut und den Hund imitierend. Immer rasender und heiserer bellten Reinhard und der Hund, bis es mit einem Mal sehr still wurde, nachdem Karla den Mohrenkopf ein Stück weiter ins Gärtchen geworfen hatte, wo der Dackel ihn fraß; dabei keuchte er auf unvorstellbar gierige Weise, und in dem fetten Hunderumpf schlug sichtbar das Herz.

In der Zwischenzeit hatte Ursula Opitz - sie war trotz ihres hohen Alters behende - sich des Kuchentellers bemächtigt, ihn fest mit beiden Händen gepackt zum Tisch geschleppt, wo sie neben Frau Feige auf die Bank kletterte. Ihre Absicht war es, von den Süßigkeiten so viel zu verdrücken, wie es möglich war, bevor ihre kleine Freundin etwas merkte. Im Fenster im ersten Stock keuchte Reinhard mit rotem Gesicht, der Dackel im Gras keuchte und schnupperte, nach Hinunterschlingung des Mohrenkopfs heftig mit dem Schwanz wedelnd, in Richtung der Kuchengerüche und der alten Opitz; Karla, neben ihm, folgte mißtrauisch mit den Augen seiner Schnauze - wie Blumengirlanden umrahmten die Arme der alten Frau den Teller. Über den Hof kam barfuß, hüpfend, der junge Weinzierl: der Beton war in der

Sonne heiß, und in den Ritzen wuchsen Brennesseln, nur der von den Bewohnern benützte Pfad zwischen der Haustür und dem Gärtchen war brennesselfrei.

In großen Sprüngen galoppierten das Mädchen Karla und Kleiber, der Dackel, durch den Staub, hin zum Tisch, wo Ursula Opitz sich eben eine Schokokugel in den Mund steckte, mit zahnlosen Gaumen zerdrückte, und auf halbem Wege sprang Ines zu ihnen und packte die kleine Schwester bei der Hand, und Hand in Hand liefen die Mädchen dem Hund nach; bogen die nackten Beine spitz im Knie, flogen nach vorn mit wehenden blonden Haaren, streckten die kleinen Hintern in buntgemusterten Shorts in die Luft.

Frau Opitz saugt noch gierig am Gaumen klebenden Schokoladenresten; Kleiber, der Dackel ist voller Lust, und er springt, was ihm niemand mehr zugetraut hätte, auf die Bank, rutscht mit einer Vorderpfote und einer Hinterpfote in die Lücke zwischen den Latten, rappelt sich hoch, findet festen Stand für die Hinterbeine und stemmt die Vorderpfoten gegen den Tisch. Diese Riesenanstrengung und Mordsaufregung gelingen ihm aus dem Grund, weil er die vor ihm duftenden Dinge fressen will; es sieht nicht schön aus - Katharinas Dackel war nie das gewesen, was "niedlich" genannt wird.

- Frau Feige saß träge, im Halbschlaf; sie hatte für ihre Familie keine Liebe, an den Nachbarn kein Interesse ("Unter uns gesagt, hat Ingeborg das Pulver nicht erfunden", so Hausmeister Feige); in jeder Situation nahm sie, was ihrer Sinnlichkeit gut tat, auch das Kleine: die Sonne und wie ein leichter Wind sie streichelte.

Während die Dackelschnauze und die Hand der alten Frau im Kuchen wühlten, war der junge Weinzierl herangekommen, und sofort klammerten sich die beiden Mädchen an seine Hosenbeine, eins an jedes Bein, denn die Feige-Töchter und der junge Weinzierl waren Freunde. Im Grunde war er ja wie sie noch ein Kind. Die beiden Schwestern hatten ihren Streit vergessen; eins wieder und vereint, ihre Front verstärkt durch das Männliche in der Person der jungen Weinzierl, rückten sie vor gegen das feindliche Lager, die ungewöhnliche Koalition von Dackel und alter Frau - dazu ertönten plötzlich marschähnliche Trommelmusik und heiseres Schreien. Harald König war mit dem Küchenradio aufgetaucht; mit nacktem Oberkörper, im Rhythmus die Hüften werfend, mit den Fingern schnalzend: Der hatte noch gefehlt.

Der Dackel fraß; Ursula Opitz schmierte sich im Delirium süße Cremefüllung in die wenigen Haare, die sie noch hatte, patschte mit den Händen auf den Kuchen und zischte drachengleich den beiden Mädchen ins Gesicht, die mit vier Händen den Teller fortzuziehen versuchten mit dem, was noch darauf lag: es war nicht mehr viel, dazu unansehnlich und verklebt.

Der junge Weinzierl feuerte sie an. Harald König lachte sich schief. Kleiber hustete zweimal, dann kotzte er der alten Frau Opitz in den Schoß. Von der Straße kam Plissier, über den Hof, ins Gärtchen, er kehrte nach Hause zurück, denn er hatte mit Harald König Wichtiges, das heißt Geschäftliches zu besprechen. Die veränderte Atmosphäre sei ihm schon von weitem aufgefallen, erzählte Plissier, das Geschrei in der Hitze, im offenen Fenster Reinhard. Frau Opitz war, nachdem der Dackel sie bespion hatte, die Lust auf Schabernack vergangen. Die kriegerische Wildheit der Kinder jagte ihr Angst ein, und sie schrie, wie in den letzten fünfundzwanzig Jahren selten, den Namen ihres Mannes: Karl!, was sogar den bislang gleichmütig gebliebenen Feige aufschreckte. Mit seinem dicken Arm fuhr er, um die alte Frau zu beruhigen oder um sie zu bedrohen, über den Tisch. Der Teller zerschepperte am Betonkegel, der Hund und Reinhard jaulten schwächer werdend, Harald König lachte.

- Die ganze Zeit über hatte Johann Steinke sich hinter dem Hausmeister, in sich selbst versteckt; er wollte den Lärm, die Unanständigkeit der alten Opitz und von Frau Feige aussperren, Reinhard's wahnsinniges Hundegebell und den Gestank nach Schweiß und Hund: Er fühlte, wie groß sein Irrtum gewesen war, als er aus Angst vor den Männern, denen er Geld schuldete, glaubte, im Gärtchen, bei den Nachbarn, in Sicherheit zu sein. Der Boden schwankte. Es war doch unwahrscheinlich, daß die Gläubiger seine jetzige Adresse überhaupt kannten oder daß sie ihn verfolgten - lächerlich, dachte Johann Steinke, mir einzubilden, Männer wie Schatten, mit schwarzen Hüten, seien hinter mir her wie im Film. Fruchtfliegen schwirrten um Feiges Kopf, sie krochen über den Tisch; irgendwo verfaulten Birnen; eine Formation metallschimmernder Motorräder fuhr heulend am Gärtchen vorbei und übertönte das Geschrei der Kinder (und Frau Opitz, die hysterisch: Karl! rief, und Frau Feige, die, zu Reinhard hinauf: Herr Opitz, Opa! rief; das Motorengeheul übertönte Harald

Königs Gelächter und Plissiers: Ach, Harald). Johann Steinke glaubte zu ersticken in Abgasen und Gestank und zu sterben im Lärm; über sein Gesicht liefen Tränen. Der Dackel fegte im Kreis durchs trockene Gras, kurzatmig schnaufend, Karla rannte ihm nach, Ines und der junge Weinzierl hinterher, während Frau Opitz sich embryonal zusammengerollt und vergessen hatte, wo sie war. Frau Feige ruhte sich mit rotem Gesicht aus: als hätte sie etwas Schweres erlebt. Im ersten Stock lehnte sich Reinhard weit aus dem Fenster und atmete heftig, bellte noch einmal, wie Kleiber, der Dackel, ein letztes Mal bellte, sich dann hinlegte und starb. Die Kinder stießen ineinander; dann sahen sie hin zu dem Kadaver, standen um ihn herum, ohne zu begreifen, was geschehen war. Es war plötzlich still, und Harald König, der mit Plissier, ins Gespräch vertieft, zum Haus gegangen war, drehte sich um; dann redeten sie weiter: mit gespreizten Fingern rechnete Plissier etwas vor.

Weil er fühlte, wie sein Leben nach der Entlassung dumm und peinlich geworden war, war Johann Steinke vor einigen Jahren - vor Reinhard noch - ins Haus gekommen, das zwar nicht verfallen war (die Plage mit dem Schimmelbefall kriegte Johann erst nach einigen Monaten mit, als der Husten begann), doch bei weitem seinem gewohnten Standard nicht entsprach: weil er seine Familie, die Nachbarn in dem zum Vorort sich wandelnden Dorf vor der Stadt nicht mehr ertragen hatte. Er war abgehauen und untergetaucht.

In der Firma hatte Johann Steinke zu der Riege der "hausinternen Führungskräfte" gehört: das heißt zu der Gruppe von Männern, die wirklich wußten, was es hieß, eine Führungskraft zu sein. Er hatte sich von einer Position als einfacher Vertreter zum "General Krankenhaus Süd" und von da zum Direktor hochgearbeitet. "General Krankenhaus Süd" war das firmeninterne Kürzel für Generalvertreter für die Krankenhäuser im Süden, das Waldkrankenhaus, die Robert-Koch-Klinik und das Heiligkreuzkrankenhaus, Krankenhäuser, die kein Geld hatten in den ärmsten Stadtteilen: ein harter Job. Johann wuchs an den Schwierigkeiten, nahm das beinahe aussichtslos Erscheinende als Herausforderung an; er kenne, so sagte er damals, kein Problem, lediglich die Lösung dafür. Und es war nicht leicht, Krankenhausdirektoren und Chefärzte von der Notwendigkeit zu

überzeugen, das Mineralwasser für die Krankenversorgung bei seiner Firma und nicht bei einer anderen zu ordern.

Johann erinnerte sich, wenn er spazierenging, an diesen letzten Tag zu Hause, den sie im Garten verbrachten; der Rassen war an vielen Stellen braun, verbrannt, der Sommer beinahe schon so ausdauernd heiß wie später, in den Jahren danach. Er hatte mit den Kindern gespielt, die achtjährigen Zwillinge mit dem Wasserschlauch abgespritzt. Das Wasser war noch nicht wie jetzt rationiert, doch zu bestimmten Tageszeiten, dann an bestimmten Tagen - samstags, glaubte Johann sich zu erinnern - war das Rasensprengen verboten: Wie so viele Regelungen und neu erlassene Gesetze waren die Bestimmungen unklar und widersprüchlich; man stand am Beginn einer Reihe von Krisenjahren, die die Regierung und die Stadtverwaltung durch Flickwerk und verzweifelt hinterherlaufen zu bewältigen versuchten; es nützte nichts, die Dinge entglitten den Politikern und Beamten, das Leben wurde chaotischer und ärmer.

Johanns Frau lag im Bikini, Carlo, der Schäferhund im Schatten der Pergola, die sein Schwiegervater gebaut hatte. Der Hund hatte sich mit Lust an der Plantscherei beteiligt. Die Kinder quiekten, wenn Carlo sich die Tropfen aus dem Fell schüttelte. Johann vergeudete Wasser. Seine Frau lag im Duft ihrer Sonnenmilch, in der Sonne, der Schwiegervater las am Tisch die Zeitung: das Leiden der kleinen Nicola, las Johann, in roten Buchstaben, der eigene Bruder, kleiner darunter, der Schwiegervater trug Sandalen an den nackten Füßen, ein sportlich-sehniger Mann auch noch im Alter, mit vollem weißem Haar, immer noch ein Schwarm der Frauen.

„Seit wann“, fragte Johann, der spürte, wie die Streitsucht in ihm größer wurde, aber glaubte, er könnte sich wie immer beherrschen, „liest du diesen Schund“, fragte er, immer stolz gewesen war auf seine Gelassenheit und seine Fähigkeit, Ruhe zu bewahren, im Beruflichen wie im Privaten, und für die Menschen, die ihm begegneten, Sympathie zu empfinden. Er wollten den anderen, seiner Frau, den Kollegen, mit Verständnis begegnen, und fühlte mit Entsetzen, daß dieses Wohlwollen nicht mehr vorhanden war, daß er sich dem Zorn überließ. Dabei blieb er ruhig, war fast der alte, nur die Worte, die er redete, und

er lächelte beim Sprechen, waren unfreundlich und wild, die Augen hell. Das war seine Familie von ihm nicht gewohnt.

Der Schwiegervater erklärte in Verlegenheit, er lese über ein neues Auto, ein neues Modell von Mercedes, überrascht von dem Angriff. Er war ein Mann, der sich auf seine Intellektualität, seine Bildung immer viel zugute gehalten und seine Überlegenheit zur Schau gestellt hatte mit Hilfe einer äußerst aufrechten Kopfstellung, dem vollen Haarschopf und einem spöttischen Verziehen des Mundes. „Du lügst“, sagte Johann, und der Schwiegervater sah ihn, erschreckt wie eine Katze an, „Lügner“, sagte Johann, alte Fotze, so daß der Schwiegervater die Hand aufs Herz pressen mußte; dann nannte Johann ihn noch einmal eine alte Fotze und einen schwulen Arschficker - dabei dem Alten ruhig ins Gesicht sehend -, eine überraschende Wortwahl, denn Johanns Schwiegervater hatte in seinem ganzen Leben keine schwulen Neigungen erkennen lassen, war vielmehr mit Karins Mutter glücklich gewesen und hatte nach ihrem Tod zahlreiche Affären mit Frauen gehabt - mit Witwen und Ehefrauen.

- Es sei doch logisch, sagte Johann Steinke zu Liebschner, daß eine Branche, die sich im Abschwung befinde, Arbeitsstellen reduzieren, abbauen, ein Betrieb sich gesundschrumpfen müsse, um auf dem Markt eine Chance zu haben, eine Überlebenschance, um Arbeitsplätze zu retten, sagte Johann, dafür habe er immer plädiert, für ein starkes Unternehmen. Sie standen, kurz nachdem Johann eingezogen war, im Hof, im März, es hatte geregnet, und die Luft war sauber. Johann redete monoton, wie Christine, dachte Liebschner, doch er störte sich nicht daran; damals war Liebschner noch zuversichtlich und zukunftsverliebt und schmiedete Pläne für sein Haus und seine Familie.

(Einen Mann aber mit seiner Erfahrung, sagte Johann, und seinem Wissen ...)

Drei große Dosen Bier und zwei Flachmänner Doppelkorn am Imbiß holte sich Mariellchen am Morgen, gegenüber dem Amtsgericht, das einen Laubengang hatte, eine schwarze Fassade, Mariellchen roch Verbranntes. Auf der Kreuzung stand ein Schutzmann, der vielleicht tot war in seiner rotweißen Burg. Sie bewegte sich vorsichtig, würdevoll, roch den

Taubendreck nach dem Regen, Hunde- und Katzendreck, roch den Mittag. Am Amtsgericht hing ein steinerner Drache; an den Säulen schnüffelnd kam Mariellchen vorbei, hüpfend wie ein kleines Mädchen mit hennaroten Haaren. Es roch nach Ambulanz, die mit Sirenenliedern vorbeiraste, nach dem gellenden Polizeiwagen; Mariellchen wartete, daß die Ampel auf Grün umsprang. Sie hatte keine Angst (höchstens ein leichtes Ziehen im Magen), daß sie verlieren könnte, bevor der Alkohol sie wiederherstellte an diesem Morgen; sie hatte keine Angst vor dem Drachen; sie hatte keine Angst: ihre Liebe zu Johann würde die Zeit überdauern. Es roch nach Holzwolle und Wellpappe, wenn sie in der Galerie die Weihnachtskugeln auspackte, jetzt, mitten im Sommer, mitten im Regen; kunstvoll verzierte Glaskugeln aus der ehemaligen Tschechoslowakei, die Mariellchens Mutter vor vielen Jahren nach den Festtagen in Engelshaar- und Weihnachtsmannbartwatte verpackte.

Nach jenem letzten Tag, den er mit seiner Familie im Garten verbrachte hatte, mit seiner Frau, die mit ihrem Vater und ihrem Bruder und dem ganzen Anhang immer noch so tat, als sei die Tatsache, daß er seine Arbeit verloren hatte, nichts weiter als eine vorübergehende Unbequemlichkeit - "ein, zwei Bewerbungen abschicken", "ein Mann mit deiner Qualifikation" -, die nichts verstand, hatte Johann ein paar Nächte in einer Pension in der Stadt verbracht - Liebschner, den er früher sehr gut gekannt, mit dem er in jüngeren Jahren vieles unternommen - Dummheiten gemacht, sagte Johann und wurde dabei rot (so war er) -, war seinem Gedächtnis entfallen; erst viel später erinnerte er sich an den Langen - "der Lange" war der Spitzname des einssechsunneunzig großen Liebschner in seiner Studentenzeit - und daran, daß der Lange ein Haus besaß.

Wie ihm sein letztes Geld durch die Finger rann!

Zu Johann:

- Johann leiht sich Geld von seinem Schwiegervater, um nach Paris zu fahren. Er war nie in Paris gewesen. Die knapp bemessene Urlaubszeit in all den Arbeitsjahren hatte er mit Karin, später mit Karin und den Kindern in Norditalien, später in Ostafrika verbracht, um - unverzichtbar in seiner Branche - gebräunt und gesund aussehend - zur Arbeit zurückzukehren.

(Er leiht sich Geld von seinem Schwiegervater und fährt nach Paris. Vor Er dem Centre de Pompidou sieht er einen malaysischen Feuerschlucker im Lendenschurz. In seinem Paris aber war immer sein Traum gewesen. Schulfranzösisch fragt er seine ältere Dame, die neben ihm steht: Von ihr erfährt er, daß der Mann Malaie ist. Die Dame weiß alles über die Bettler und Künstler und Verkäufer vor dem Pompidou. Sie kommt jeden Tag hierher, um zuzusehen, wie sie von der Polizei vertrieben werden und wiederkommen). Zwei Kleine Hunde springen den Feuerschlucker kläffend an und schnappen nach ihm, bis der Malaie sich auf alle viere hinunterläßt und sich wie ein Hund schüttelt und bellt, auf die beiden anderen zuspringt und zurückkläfft, bis diese angstvoll winseln und zurückweichen und den Schwanz einziehen.

Johann geht mit einer Nutte mit. Später werden ihm in der Metro - von Zigeunerkindern, vermutet er - zweitausend Franc gestohlen.)

Um das geliehene Geld an den Schwiegervater zurückzuzahlen - dieser war der einzige von der Familie, den er noch sah; er traf sich mit ihm beinahe heimlich, fast wie mit einem Liebhaber, voller im Zaum gehaltener Emotionen und Selbstbeherrschung -, lieh sich Johann Geld von einem privaten Verleiher, der damit warb, daß jeder, der sich mit einer Bank einlasse, mit Hilfe unzähliger, windelweicher Bestimmungen und Regulierungen über den Tisch gezogen werde - die Banken seien es, die dafür sorgten, daß der kleine Mann klein bleibe. "Gehören Sie zu den ÄNGSTLICHEN, zu den EWIGVERZAGTEN", schreibt der Kredithai in einem Brief, der an die Haushalte in dem Viertel, in das es Johann verschlagen hatte, verteilt wurde. Noch jetzt, wenn Johann zu seinem Spaziergang aufbrach, fielen ihm auf weißen, vom Luftzug im Hauseingang an die Wand gedrückten Blättern ein fett gedrucktes ÄNGSTLICH oder VERZAGT ins Auge und verursachten immer noch Herzklopfen.

Selbstverständlich wußte Hausmeister Feige über das Verhältnis seiner Frau mit Reinhard - dem "armen Irren", sagte Feige - Bescheid. Er war nicht eifersüchtig. Mit dem alten Weinzierl, als der noch lebte und einigermaßen gesund war, sprach er darüber: Feige und Weinzierl waren die beiden Klatschweiber im Haus.

Hausmeister Feige zeichnete sich durch ein hohes Maß an Gelassenheit aus, durch das, was man Gemütsruhe nennt: ohne sich aufzuregen, blickte er durch, ohne "sich zum Narren zu machen" (so nannte er es). Er wußte vieles über die Mieter im Haus, ohne mit diesem Wissen hausieren zu gehen oder Kapital daraus zu schlagen.

Mariellchen hatte im Wahn einerseits, andererseits aufgrund von Beobachtungen in der tatsächlichen Wirklichkeit gegen Harald König eine tiefe Abneigung gefaßt. Bedingt durch den Dauersuff lebte sie in Parallelwirklichkeiten - wahnhaft hielt sie Harald für schuldig, Johann Steinke "niederzumachen", dachte sie, schuldig, mit seinem Grinsen und seiner Körperkraft Johanns schweigsamer Existenz - und wie blaß er war!, dachte Mariellchen oft mitleidvoll, mütterlich im Alkoholnebel - die Luft zum Leben zu nehmen. Vielleicht war diese Vorstellung aber nicht ausschließlich paranoid-schematisch, sondern ein instinktives Erkennen von Haralds gigantischer Ichsucht.

Das alles hinderte Mariellchen allerdings nicht daran, Harald König zu bitten, ihren Fünfliterboiler im Bad zu reparieren, in dem seit einigen Wochen kein Wasser mehr heiß wurde. Sie hatte sich mit dem Tauchsieder beholfen und mit morgendlichen Katzenwäschen begnügt - unleidliche Zustände. Auf offiziellem Weg zu erreichen, daß eine Reparatur ausgeführt wurde, war seit langem aussichtslos, so verkommen waren die Zeiten, dachte sie in klaren Momenten, eine Heruntergekommenheit, die nicht vergleichbar war mit der Nachkriegszeit aus den Erzählungen ihrer Eltern: Als alles zerschlagen war und die Menschen improvisieren und aus dem Nichts etwas schaffen mußten - alles war ja, sagte ihre Mutter oft, hin und auf den Kopf gestellt -, doch in die Zukunft blickten in dem Glauben, jetzt endlich etwas zu errichten, was Bestand haben würde. Am liebsten erzählten Mariellches Eltern von jenen ersten Jahren. Sie gehörten nicht zu denjenigen, die ihre Zeit damit vergeudeten, um die verlorene Heimat zu trauern.

Übrigens baten alle Hausbewohner Harald König um Hilfe bei Reparaturen und handwerklichen Arbeiten. Das war selbstverständlich, und obwohl Harald, fragte man den gesunden Menschenverstand, mit seiner Arbeit als Fahrer, mit den Wohnungsaufträgen

Liebschners, seinen Affären und den zahllosen Angelegenheiten, die er zu den seinen machte, alle Hände voll zu tun gehabt haben sollten, fand er immer Zeit, für seine Nachbarn und Mitbewohner tropfende Hähne abzudichten oder Vorhängeleisten zu befestigen. Er war hilfsbereit. Bei allem Schlechten, das man gegen ihn sagen konnte und beim Prozeß auch gesagt wurde, leugnete niemand, daß er sich nachbarschaftlich verhielt.

- Dann, in Mariellchen Stojans Badezimmer, berichtete Harald König seinem Freund und Beinahe-Kumpel Plissier ("Ein feiner Kerl", sagte Harald über Plissier, der schwer in Ordnung sei, wenn er auch ein bißchen war von einer Nutte habe. Was er meinte, war, daß Plissier zu den Leuten gehörte, die - selbst wenn sie längst ins kriminelle Milieu abgerutscht waren und logen wie gedruckt - aufgrund ihrer bürgerlichen Herkunft, aufgrund ihrer Bildung und Verfeinerung ihn, Harald König, aus nicht einfachen Gründen besonders anhimmelten und mit ihm auf einer Stufe stehen wollten) in Mariellchens Badezimmer jedenfalls, erzählte Harald Plissier, der vor Verlegenheit die Faust an die Lippen preßte, habe Mariellchen sich wie eine Hyäne auf ihn gestürzt

- Wahrscheinlich meint er Megäre, dachte Plissier -

wie ein rasender Tiger, erzählte Harald, auf der Jagd nach Fleisch. Besonders gern erzählte er Plissier von seinen sexuellen Eroberungen, und zwar nicht allein aus Angeberei, sondern auch aus einem verschwommenen Mitgefühl mit Plissier heraus, der aufgrund seiner Krankheit, die ihn ja auch in den intimen Körperfunktionen beeinträchtigte, keine Frauenbekanntschaften hatte.

Irgendwo, in einem Eckchen seiner Seele, hatte Harald sich einen Schatten Empathie bewahrt, und die Vorstellung, daß Plissier, ohne vögeln zu können, durch Leben hindurch mußte, ging ihm - gewissermaßen - nahe: die Pornofilme mit den Nachbarn waren das eine, besser war, fühlte Harald, die Erzählung eines ordentlichen, lebensechten Ficks, damit Plissier stellvertretend daran teilnehme.

- Weiber! rief König, du glaubst es nicht.

- In ihrem Badezimmer, noch bevor er seinen Werkzeugkasten öffnen konnte, habe Mariellchen ihn tigmäßig angefallen, sich an ihn gepreßt und auf den Mund geküßt und ihn befummelt, berichtete Harald, rülpste und klopfte sich auf den Bauch. Natürlich sei sie

wie immer sturzbetrunken gewesen, besoffen wie ein Neger, sagte Harald. Und geil: Ihm sei es recht gewesen. Harald war zu primitiv und zu dumm, um zu verstehen, daß Liebe sich Auswege suchte, Möglichkeiten, und daß Mariellchens unerfüllte Liebe zu Herrn Steinke sie dazu trieb, sich Harald, den sie - mit seinem Gestank nach Tier und Nässe und Schnaps - nicht ertragen konnten, an den Hals zu werfen, ihn zu küssen - daß das mit seiner Person und Körperlichkeit nichts zu tun hatte, konnte Harald nicht andeutungsweise verstehen; daß er bloß eine Schimäre war.

Mariellchen hielt außerdem die Augen geschlossen.

Harald hat es mit Mariellchen, die auch nicht mehr jung und ein bißchen steif in den Gelenken war, weswegen es ihr nicht leichtfiel, im Stehen getrieben, im Badezimmer. Für ihn war es Routine, er nahm die Lust wie das selbstverständlich ihm Zustehende, die Luft zum Atmen.

Plissier seufzte, als Harald die Hüften vor- und zurückbewegte: Es war mit König immer das gleiche. Und wieviel der Erzählung war wieder gelogen? Was gingen ihn, Plissier, die Geschichten an? Gleichzeitig aber genoß Plissier die Wärme, die Haralds simple Kraft, sein Lächeln ausstrahlte. Er wußte, was es war, was die Frauen anzog: was ihm selbst fehlte, seinem knochigen, froschartigen, kalten Leben.

Danach hatte Harald König von Mariellchen Geld gestohlen - das ergab sich. Die Börse lag auf dem Bord im Flur - Mariellchen saß auf dem Fußboden im Bad -, deshalb nahm er das Geld. Nicht alles, er ließ einen Zwanzigmarkschein übrig. So sah er es: Er fand das Geld; er ließ eine Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen.

[Haralds Philosophie: Jeder Mensch, ob Mann oder Frau, mußte ausgenutzt werden.]

Während Plissier und Harald plaudernd (Harald mimte auch) im Hof standen, versuchte Reinhard - der von der Straße, von der Stadtseite her kam, beide Arme vor der Brust um ein schmutziges, in Plastikfolie gewickelteres Paket geschlungen -, sich an ihnen vorbeizudrücken. Hoffend, daß sie ihn nicht sahen, aus Ehrfurcht und Scheu vor Harald König, der für Reinhard ein Gott war, von dem niemand wußte, woher er kam (wußte

eigentlich jemand im Haus, wo genau Harald wohnte?) und der Macht hatte: Unbemerkt versuchte Reinhard ins Haus zu gelangen. Vor Plissier, dem Nachbarn, fürchtete er sich nicht. Den hörte er umhergehen und singen, immer die gleichen Worte, die Reinhard sich gemerkt hatte:

"Was hast du da, Reinhard", schrie Harald mit dröhnender Stimme, und Reinhard begriff wieder, daß der Wunsch, unsichtbar zu sein, ihn nicht tatsächlich unsichtbar machte - Harald hatte ihn schon an der Schulter gepackt.

Wie an etwas lange Zeit Zurückliegendes erinnerte sich Reinhard an den Spaziergang, der gerade erst zu Ende gegangen war. Die Schlüterstraße entlang, an den Fliegenkäfigen, den verstaubten Auslagen vom Frisör, Eisenwarenladen vorbei, am Sozialamt mit prächtigen Löwen; dort macht die Schlüterstraße, bevor sie in die Bahnhofstraße mündet, eine Kurve - eine Mauer beugt sich über ein kreisrundes Grün, das Reinhard manchmal mit der Wiese verwechselt, auf der er als Kind gespielt hat; der Rasen ist aber den Alten St.-Gertrauden-Friedhof. Oft weiß Reinhard auch, wenn er durchs Gittertor geht, daß tote Leute hier begraben sind. Wie Roland tot (steif) und nicht mehr da war; das weiß er.

Eine besoffene Frau, sagte Harald, Reinhard dabei mit eisernem Griff festhaltend, ist kein schöner Anblick; blau wie ein Neger war sie, sage ich dir, sagte Harald. Was hast du getrieben, Reinhard, was hast du da - wie immer ohne Unterbrechung redend -, du verrücktes Huhn, du Blindgänger, Waisenknabe, du, und entwand Reinhard das Päckchen, in das die junge Verkäuferin in der Bäckerei ihm Gebäck eingeschlagen hatte - Reinhard galt im Viertel ja als bedauernswerter, aber harmloser Verrückter.

- Wie oft, brüllte Harald, habe ich dir gesagt,

seine laute, sorglose Stimme wurde von den Nachbarn nicht als aggressiv empfunden, eher wie ein Ozean, dachte Plissier, etwas, was keinen Anfang und kein Ende hat, ein dröhnendes Echo, wie man sich an das Lärmen des Atlantiks gewöhnt, erinnerte sich Plissier

- wie oft hab ich dir nicht gesagt, du sollst von den Leuten nichts annehmen, brüllte Harald und griff das Paket, warf es, Umhüllung und Inhalt, auf die volle Mülltonne obenauf.

Zu Katharinas Ehe:

In ihrem Glück bemerkte Katharina nicht, daß Martin schon seit vielen Tagen nicht mehr mit ihr gesprochen hatte. Sie lächelte mit den Kindern, spielte den nackten Beinen des jüngsten, Maurice, der noch ein Baby war - jeder Tag war dem vorangegangenen gleich. So genoß die Gleichförmigkeit, als nicht einmal die Jahreszeiten sich voneinander unterschieden, wie sie sich erinnerte. Unaufgeregt glitten die Ereignisse vorüber: der Tod der Schwiegereltern, die bei einem Fluzeugabsturz in Kenia, wo sie Urlaub machen wollten, umkamen; Sylvies Einschulung (ihre Tochter hatte mit vier Jahren an der Stirn genäht werden müssen, nachdem sie gefallen war. Eine Störung [Sorge]. "Was machst du bloß mit den Kindern?" hatte Martin gefragt) oder als es bei den Nachbarn brannte.

Dabei sei Martin immer bei ihr, an ihrer Seite gewesen, nicht wahr?, sagte sie zu Christine, sei ihr ein Halt gewesen. Schließlich habe sie ihm zwei Kinder geboren. Über ihre Ehe zu sprechen fiel Katharina weniger leicht, als ihre Kindheit - den Horror - oder ihre Mutter zu analysieren. Sie saß mit dem Dackel auf dem Schoß, ihn fütternd, an ihrem Stammtischchen im Café in der Stadt, wo sich Katharina und Christine immer trafen: niemals im Wolfsgrund bei Liebschners, nicht im Haus, in Katharinas Wohnung, die sie als schäbig empfand (zudem gehörte Christine das Haus) und wo Harald, ihr unheilbringender Liebhaber, wartete. Wie hätte sie Martins Absichten ahnen können, nicht wahr? fragte sie. Wo er doch nicht mit ihr sprach. Manchmal allerdings habe er sie angesehen, überlegte Katharina laut im Café - Christine hatte sich Halb abgewendet, saß in sich selbst versunken da, wie es in letzter Zeit häufig war: die Krankheit wurde schlimmer - habe sie, sagte Katharina zu Christines Profil, von hinten - lauernd -, angesehen: so etwas, wie Christine sicherlich wisse, könne man spüren.

(- Christine, als sie noch mehr gesprochen hatte, sich auch mit ihrem Mann noch unterhalten hatte, statt ihm ausschließlich in der schwedischen Diele ihre Klagen vorzutragen, die im Grunde, das wußte Liebschner ja, wenig Sinnvolles enthielten, hatte die Bomben, die in den letzten Kriegsjahren auf ihre Heimatstadt Köln fielen - sie sei damals ein Baby von sechs Monaten gewesen, betonte Christine oft -, in den Mittelpunkt ihrer Selbsterforschung gestellt. Terror, Keller, an all das erinnere sie sich sehr gut, hatte

Christine oft gesagt, sie war dabei in einem erregten, angeregten Zustand -, obwohl es heiße, ein kleines Kind könne sich unmöglich erinnern, stell dir vor, sagte sie oft; die Bomben als traumatische Grunderfahrung war ihr Lieblingsthema, ihre einzige Geschichte. Sie war, als sie noch gesund war, eine, die zuhörte, eine gute Freundin für Katharina und andere.)

Katharina Kleiber war an der Verschwrung nicht unmittelbar beteiligt. Als Geliebte von Harald König - als eine, die ihm hrig war, wie es hieß - hing sie mit drin, wie sich herausstellen würde, war zumindest der Verachtung ausgesetzt, und der Verdacht, daß sie es war, die Christine Liebschner, die bei dem Brand ums Leben kam, ins Haus gelockt hatte, die Kranke - depressiv oder menschen-scheu sei Frau Liebschner gewesen, hieß es, oder aber sie habe an einer richtigen Krankheit gelitten, einer Art Gehirnerweichung, wofür niemand etwas kann, vielleicht auch frühes Altern, redeten die Leute - unter einem Vorwand zu sich gerufen hatte, um sie im Feuer umkommen zu lassen, blieb lange Zeit lebendig und wurde diskutiert. Doch welche Vorspiegelung, welche Gaukelei, sei sie auch noch so verlockend und schillernd unwiderstehlich, hätte es vermocht, Christine Liebschner, die ihr Schlafzimmer seit Wochen nicht mehr verlassen hatte (glaubte man zu wissen) und noch längere Zeit bereits nicht mehr in der Lage war, Entscheidungen zu treffen, zu veranlassen, mit dem Bus (Mit dem Taxi?) zum Mietshaus zu fahren und dort in Katharina Kleibers Wohnung ihrem Schicksal zu begegnen, sagten die einen, zu verschmren, sagten andere, Witzige? Ihr eigener Wagen jedenfalls habe in der Garage gestanden. Die Buslinie sei doch, wurde andererseits argumentiert schon vor Jahren eingestellt worden - überhaupt sehe man zwar noch Busse mit Liniennummern, doch wer wußte, was noch funktionierte und was nicht? Und welches Taxi würde in das heruntergekommene und gefährliche Viertel fahren? Durch solche Nebenfragen wurde die Diskussion vom Eigentlichen häufig weggelegt und hin zum in der Stadt herrschenden Elends geführt - der in normalen Zeiten, wenn kein aufsehenerregender Brandstifterproze stattfand, häufigste Gesprächsgegenstand. Der Zeuge, der sie angeblich "im weißen, leichten Gewand und mit fliegenden Haaren" noch im Wolfgrund "aus nächster Nähe" - sie sei ja direkt auf ihn zugelaufen - gesehen

hatte, wie sie in ein Taxi stieg, war ein verwirrter alter Mann, der seinen ebenso alten Mops Gassi führte. Zum Termin beim Gericht trug er zwei verschiedene Schuhe an den Füßen. Man glaubte ihm nicht: Der Alte wolle sich wichtig machen, und es meldete sich aus kein Taxifahrer.

Folgerichtiger sei doch anzunehmen, daß Christine Liebschner ohnmächtig oder gefesselt - oder beides - aus dem Haus geschleppt, in Haralds Transporter, versteht sich, ins Viertel gefahren und dort in Katharina Kleibers Wohnung im zweiten Stock getragen wurde. Unter Mitwisserschaft und Mittäterschaft von Katharina, die vielleicht ein willenloses Geschöpf, ein Werkzeug in den Händen des skrupellosen Verbrechers Harald König gewesen sei, jedenfalls aber im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte, worauf es in einem Fall wie diesem allen ankam - schließlich handelte es sich um Mord, um Totschlag wenigstens, meinten andere. Katharina sagte aus: Sie habe von dem Vorhaben Liebschners und Königs nichts gewußt, Gespräche, die sie unter Umständen mit angehört habe, unverständliche Bemerkungen, hätten ihre Neugierde nicht geweckt, im Gegenteil liege es nicht in ihrer Natur, Fragen zu stellen, womit sie einerseits die Wahrheit sprach, denn sie war tatsächlich nicht neugierig, andererseits aber durch Verschweigen log - mehreres: daß Harald zwar geredet hatte (er redete immer auch beim Sex), doch nicht wirklich mit ihr; daß sie selbst, wenn sie mit ihm zusammen war, so gut wie nie sprach, weil sei Angst hatte vor einem möglichen Gewaltausbruch, doch mehr noch vor seinen ungeheuren Lügen, mit denen er die Dinge zu erklären versuchte und die ihr ebenso bedrohlich erschienen. Und sie wußte, daß Liebschner etwas von Harald wollte, auch wenn sie so wenig neugierig war, daß sie nicht einmal darüber nachdachte, was es sein könnte, und eins und eins nicht zusammenzählte. So gesehen log sie.

Sie habe, so Katharina weiter, nicht gewußt, daß sich Christine Liebschner an diesem Abend in ihrer - Katharinas - Wohnung aufhielt. Christine sei, obwohl fünfzehn Jahre älter, ihre beste Freundin gewesen, und wie hätte sie voraussehen können, daß es ausgerechnet in dieser Nacht ihrer Mutter soviel schlechter gehen würde - ihre Mutter, sagte Katharina, sei vierundsiebzig Jahre alt und leide an einer sehr seltenen Knochenkrankheit, habe zudem

erneut einen Schlaganfall erlitten -, so daß sie ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Wie Christine in ihre Wohnung gelangt sei, könne sie sich nicht erklären.

- Reinhard, der schärfer als die anderen wahrnahm, hatte die drei - Liebschner, Harald König und Katharina zusammenstehen sehen: wie sie am Haus hochblickten, sich besprachen. Reinhard wurde aber nicht gefragt.

Betäubt von Verlusten war Katharina zur Zeit des Prozesses, wovon die unwissende und sensationsgierige Öffentlichkeit aber nichts wissen wollte. Erst wenige Wochen war es her, daß der Hund gestorben war, und es sei ihr, sagte sie in den Baracken zu Frau Opitz, der das Brandunglück Frische und neuen Lebensmut gegeben zu haben schien - mit vergnügt zwinkernden Äuglein hantierte sie in der Gemeinschaftsküche, während der alte Opitz bettlägrig war und wohl nicht mehr aufstehen würde -, immer noch sei ihr, meinte Katharina zur Opitz, als würde Kleiber (der Dackel) jeden Moment zu ihr kommen, mit freundlichen Augen zu ihr hochsehen. Den Freßnapf habe sie behalten; er sei bis zuletzt, bis zum Brand, an seinem alten Platz gestanden.

Katharinas Mutter war nach dem Brand an Lungenentzündung gestorben.

Mariellchen sagte zu Plissier:

"Wie Sie wissen, bin ich als Geschäftsfrau oft auf Messen gewesen, auch im Osten", wobei weder Plissier noch den anderen klar war, wovon sie sprach oder wovon sie sprechen wollte. Arrogant, von oben herab hörte Mariellchen Stojan sich an, wenn sie betrunken war; als Gewohnheitstrinkerin lallte sie nicht. "Sie wissen sicher", sagte sie, "polnisches Spielzeug und Kunstgewerbe aus dem Erzgebirge."

Auch Mariellchen fing an durchzudrehen und verlor den Boden unter den Füßen, dachte Plissier, der am runden Tisch zwischen Ursula Opitz und Frau Feige saß, zwischen der Dürren in einer altmodischen, grau verwaschenen Spitzenbluse und der runden Mütterlichen, dachte Plissier, mit dicken Brüsten, Schenkeln, und ging in Gedanken weiter: Hexe auf der linken Seite, auf der rechten die Hurenmutter, die das Unschuldslamm Reinhard verführt hatte: Plissier wußte Bescheid. Dennoch fühlte er sich wohl. Er hatte sich, als die Frauen sich im Hof zum gemeinsamen Kneipenbesuch versammelten, dazugesellt -

war einfach mitgegangen (aber schließlich hatte er auch bei der Beerdigung des Hundes geholfen. Er fühlte sich wohl um Duster des Blue Moon, obwohl er die Frauen durchschaute, und vielleicht, dachte Plissier, war es lebenswichtig, von Zeit zu Zeit mit den Kumpels zusammenzusein und mit Harald König (dem Teufelskerl) auf gleichem Fuß zu stehen, doch er durchschaute sie nicht: Freunde, Geschäftspartner. Ihnen galt seine Liebe, er verstand sie aber nicht. Mit den Frauen fühlte er sich sicher. Er war ein "Ladies' man". Mariellchen Stojan saß ihm gegenüber: mit schwarzen großen Augen, scharfen Mundfalten. Katharina (mit verheulten Augen, aufgestützt, halb auf dem Tisch liegend):

Zehn Jahre alt sei Kleiber, der Dackel, gewesen - als wüßten sie das nicht, als hätten sie es nicht schon hundertmal gehört - und klug: Einmal, als er noch junger Hund gewesen war, habe er sie im Park vor einem Taschendieb gewarnt - eine braune Hand, die sich schon zur Hälfte von oben in ihre Handtasche versenkt hatte - ein schmales Handgelenk -, im Strom der sommerlichen Spaziergänger habe sie sich treiben lassen, der Park sei voller Menschen gewesen, und Männer hätten aus Truhen auf Fahrrädern gekühlte Getränke verkauft -, da habe Kleiber, fast ein Baby noch, zu bellen angefangen, sei an ihren Beinen hochgesprungen - fanatisch, sagte Katharina. Im Sommer nach der Scheidung sei das gewesen, als noch glaubte - im Park beim Spaziergehen daran glaubte, mit ihren Kindern ein neues Leben anzufangen - so ein neues Leben, sagte Katharina und zerbrach einen Bierdeckel in zwei Hälften - über das Sorgerecht sie noch nicht entschieden gewesen.

Ursula Opitz war der Kopf auf die Brust gesunken, sie schnarchte leise.

Der Dackel habe Martin ihr nach der Scheidung geschenkt, aus gutem Willen und weil sie beide Freunde bleiben wollten.

Der Taschendieb sei nach einer Attacke Kleibers, des Dackels, gegen seine Turnschuhe, davongerannt. Ein schmaler, dünner Junge sei das gewesen, mit brauner Haut, ein Inder vielleicht, sagte Katharina, oder ein Zigeuner. Martin, das Schwein, habe ihr immerhin das Hundebaby geschenkt, damit sie nicht so allein sei. Die Scheidung sei im Mai gewesen. - Draußen war es stickig, gewittrig unter schmutzigen Wolken, doch mit Hilfe schwarzer Vorhänge hatte der Wirt des Blue Moon den Sommer vollständig draußen gehalten. Im

grünen, dunklen Kneipenzimmer drehten sich langsame Rauchschwaden; es war beinahe kühl.

Ursula Opitz (fröstelnd, im Halbschlaf):

An den Vorfall mit Dackel Kleiber (an seinen Tod), als sie Katharina von weitem reden hörte, erinnerte sich Ursula nicht, nur an den Sonnenschein und an das dumme Gesicht von Hausmeister Feige - im Schlaf verzog sie die Lippen: Feige gehörte zu den gutmütigen Leuten, die ihre Gutmütigkeit und passive Neugier hinter Ironie verbergen, ihr Vielwissen ändert nichts an ihrer Machtlosigkeit; im Grunde leiden sie am Bösen und am Schlechteingerichteten in der Welt und saufen sich um ihren Verstand.

Die Hündchen im Puppenwagen: Niemand hatte schönere Albumbilder als Ursula: Rosen, überquellende Körbchen, Bänder, Engel, sie liebte die Farben, das Schöne, versteckt zwischen zwei Buchdeckeln, in Händen zu halten, und man brauchte das Buch nur aufzuschlagen und sah Herzen, Girlanden und Veilchen. "Sei wie das Veilchen im Moose, so sittsam, bescheiden und rein, und nicht wie die stolze Rose, die immer bewundert will sein", schrieb sie in die Alben ihrer Freundinnen. Das Bild von den drei Hündchen im Puppenwägelchen, das fein ausgeschnitten und aufklappbar war - der Griff des Puppenwagens konnte hochgeklappt werden, die Köpfe der Hündchen kamen hervor, und die Hundeaugen schauten den Betrachter an das Bild gehörte ihrer Freundin Karla, nein, ihrer Freundin Babette, so war ihr Name. Sie waren sechzehn und beste Freundinnen und stolz auf den Busen und ihre ersten Strapse. Sie schreiben sich Briefe, obwohl sie sich jeden Tag sahen. Ursula beneidete Babette um das Bild - die aufklappbaren waren neu und teuer zu der Zeit noch; sie stahl es von Babette und zerriß es in Schnipsel, die sie wegwarf. Babette hatte keine Ahnung, daß Ursula das Albumblatt herausgerissen und gestohlen hatte: sie war eine von den Nervösen, Verwirrten, die vieles wahrnahmen, doch sich wenig erklären konnten. Ein rundes, ängstliches Geschöpf, daß wieder - einige Jahre später - nichts verstand, als ihr Verlobter Karl sie weinend bat, die Verlobung zu lösen und ihm zu verzeihen. Und Babetten hatte ihm und ihrer schlanken und klugen Freundin verzeihen und war - wie im Märchen - zur Hochzeit erschienen mit einer eleganten Vase und einem üppig verzierten Bilderrahmen - "ein

Mops", summte Ursula, "ein Mops kam in die Küche und stahl dem Koch ein Ei, da nahm der Koch den Löffel und schlug den Mops zu Brei", wackelte träumend dazu rhythmisch mit dem Kopf; ein schönes und kluges Paar waren Karl und Ursula - sie sah die beiden vor sich an ihrem Hochzeitstag. Die Ursula von damals war biegsam, und sie kannte die ganze Stadt und arbeitete für zwei, um es schön zu haben. Karl und Ursula wohnten als Jungverheiratete, wie es ihr jetzt mit einem Mal einfiel - jahrzehntelang hatte sie nicht daran gedacht - in einer großen, düsteren Wohnung - vielleicht hatte das Kneipendüstere sie darauf gebracht - nicht weit von ihrem jetzigen Zuhause, in der Nähe des Parks und wie sie die Zimmer eingerichtet und ausgeschmückt hatte. Was war eigentlich geschehen? Babettchen wäre so gern Patin geworden bei Karl und Ursulas Kindern, und sie war jämmerlich am Darmkrebs gestorben. Ursula wollte aber keine Kinder.

- Sie hatten zuerst eine Runde Weinbrand getrunken - auf Kleiber! -, jetzt tranken sie Bier. Mariellchen (die sich nach Johann Steinke sehnte): Wen kümmerte der Hund?

So, wie Katharina Kleiber das Ende ihrer Ehe nicht vorausgesehen hatte, sowenig hatte Johann Steinke vorausgesehen, daß er entlassen werden würde. Nichts hatte ihn auf sein jetziges, lächerliches Leben vorbereitet. Das war das Schlimmste: daß er ahnungslos gewesen war. Er war immer stolz darauf gewesen, in der Firma den Überblick zu haben, die Gerüchte zu kennen, in der Luft liegende Veränderungen zu wittern. Parat sein, sich einstellen. Auf seine Gleichmut war er stolz gewesen und daß er sich immer bemühte, für die Menschen, die ihm begegneten Sympathie zu empfinden und Verständnis zu haben. Das Schlimmste war, daß er dieses Wohlwollen der Welt und dem eigenen Leben gegenüber verloren hatte: daß er sich der Erregung und dem Zorn überließ. Dabei blieb er äußerlich ruhig, und er lächelte beim Sprechen; nur die Worte, die er sagte, waren unfreundlich und bissig, seine Augen hell. Das war die Familie von ihm nicht gewohnt. Johanns Frau lag an jenem letzten Tag im Garten im Bikini in der Sonne. Sie beide waren nicht mehr jung! Arco, der Schäferhund, der sich an der Plantscherei beteiligt hatte, schüttelte sich die Tropfen aus dem Fell und legte sich in den Schatten der Pergola. Am Bild hatte sich nichts verändert: Seine Frau war elegant (wenn auch dicker als früher). Sein

Schwiegervater las am Tisch die Bildzeitung und trank ein Glas Milch. Der Hund begrüßte ihn mehrmals, wenn er vom Einkaufen, von der Post zurückkehrte, am Tag, so, wie er ihn früher einmal am Tag begrüßt hatte. Die Briefe, dachte Johann, waren das Entsetzlichste, sie im Geist seiner alten Überzeugungen zu schreiben (so, als schriebe er aus einer Laune heraus, mit überlegener Nonchalance); eine Tortur, von der er nichts gewußt hatte.

Entsetzlich war es, mit den Kindern zu spielen, lachend, mit ihnen zum Einkaufen zu fahren: Endlich, sagte Karin, habe er Zeit für die Kinder und für sie, Karin; entsetzlich war das Abendessen, das er für alle kochte, der Morgen, wenn er aufstand, um endlich einmal, sagte Karin, gemütlich zu frühstücken mit ihr zusammen. Er gewöhnte sich nicht daran, frühmorgens laut seinen Herzschlag zu hören.

Ohne sich zu Hause noch einmal sehen zu lassen, zog Johann Steinke nach seiner Parisreise in Liebschners Haus ein, froh darüber, daß ihm der Lange wieder eingefallen war - der würde helfen. Nachts traf er sich mit ihm im Bahnhofsrestaurant (nein, sagten sie, sie hatten sich überhaupt nicht verändert und waren beide verheiratet und hatten vieles getrieben, und älter werden wir alle; ja, sagte Johann Steinke, Zwillinge; ja, sagte Liebschner, Melanie, meine Tochter, mein ein und alles!). Sie standen; um eine Säule ringelte sich ein Penner, der eingeschissen hatte und bestialisch stank; aus einem seiner Hosenbeine lief Scheiße. Die Bahnhofshalle hatte sich verändert seit ihrer Studentenzeit, als sie spätnachts, frühmorgens hierhergekommen waren, um Bier zu trinken. So war das Gebot damals, nachts nicht zu schlafen, sondern im schummrig-schmuddeligen Bahnhofslokal Bier zu trinken und sich mit den Nutten und Zuhältern auf gleichem Fuß stehend zu wännen: mit den Underdogs der Gesellschaft. Mehrere Umwandlungen hatten stattgefunden: Das alte Lokal, die Wartehalle und die Imbißbude waren einem modernen Café, hellen, bunten kleinen Läden und zwei Fast-food-Restaurants gewichen. Nach wenigen Jahren hatte das moderne Café dichtgemacht, ebenso die meisten der Lädchen. "Zu-vermieten"-Schilder klebten an den Schaufenstern; nur die Auslage von "Pfeifen-Albertz" waren voll; es gab Tabakpäckchen und teure silberne Feuerzeuge, Pfeifenständer und Pfeifenreiniger und wenige Kunden. Das Geschäft, so erinnerten sich die beiden Männer, hatte es damals schon gegeben und noch länger und war noch im Besitz der Familie Albertz. Wie machten die

das?, fragte Liebschner. Er würde nicht aufgeben, hatte der derzeitige Herr Albertz im Lokalteil der Zeitung gesagt, noch werde er nicht aufgeben.

Sie trafen sich im verbliebenen der zwei Schnellrestaurants, im MacDonald's, das wie überall aussah, aber kaputter, schmutziger war als anderswo.

Sie tranken Kaffee. Eigentlich war Johann, überlegte der Hausbesitzer sorgenvoll, ja auf der Flucht (sozusagen) - und ob er, Liebschner, über Gläubiger Bescheid wußte! Aber noch hatte er die Dinge im Griff; beim Jonglieren war noch kein Ball auf die Erde gefallen. Er war sich seiner selbst sicher. Aber vorsichtig!, vorsichtig agieren! Hieß das Motto. Das lag in seiner Natur, damit nicht eine Störung, eine Sorge, die unbequeme, unangenehme Folge einer falschen Entscheidung sich aus mehrerlei Lebensbereichen Nahrung verschaffte und lawinenartig anwachsend ihn erledigen würde.

Anders als sonst in solchen Lokalen hingen hier im MacDonald's am Bahnhof keine Jugendlichen herum. Einige Ehepaare im mittleren Alter - fest und untersetzt, in Hosen und Jacken aus glänzendem Zeug - hielten die Tische in der Mitte des Raums besetzt und starrten - immer zwei oder drei auf einmal starrten, bevor sie sich abwandten und neben ihnen Sitzenden die Köpfe drehten - Johann an, der mit Bartstoppeln und schwarzen Augen wild aussah - fast wahnsinnig, erzählte Liebschner später Christine, seiner Frau. Sonst war das Restaurant leer. Ein Mann in seinem Alter! Ein erfolgreicher Geschäftsmann und Manager! Nicht wie einer deiner Künstlerfreunde! Blaß und krank habe Johann aber ausgesehen, berichtete Liebschner damals, als Johann Steinke einzog, seiner Frau, es sei, was hier betreiben werde, der gesellschaftliche Mord, der Ruin der Besten, ein Unglück, wie die Stadt, wie das Land sich so etwas leisten könne, sei ihm, Liebschner, ein Rätsel.

Tausendfach stünden Männer wie Johann auf der Straße - intelligente Leute, die sich aus eigener Kraft im Leber eine Stelle erkämpft hatte und nun vor dem Nichts, vor einer Mauer stünden, erregte sich Liebschner - zu einer Zeit, als Christine wenigstens dem Schien nach noch zuhörte, auch wenn sie, während Liebschner redete, von Dingen träumte, die sie nicht verstand und die sie deshalb ängstigten.

- Johann Steinke dachte: Ein vorsichtiger Geldgieriger ist der Lange immer gewesen.

Er war auch damals schon kalkulierend, gerissen und immer auf dem Sprung: aber auch damals, als es um Mädchen ging und der Status dadurch gesichert wurde, daß man in einer Diskussion als Sieger hervorging, hatten weder der überlegende Durchblick noch die gerissenen Vorsicht dem Langen genutzt - am Ende verlor er und wie ein Esel da. Denn im Grunde suchte Liebschner die Unterordnung, eine Kraft, die die Richtung vorgab und Entscheidungen fällte, die dann vordergründig und für die Uneingeweihten als von Liebschner gefällt erschienen; er, der Macher und Unternehmer, war oft verzagt und voller Furcht und fühlte sich angezogen von Menschen, die mit blinder Sicherheit eine Wahl treffen und die, wenn sie merkten, daß sie in die falsche Richtung aufgebrochen waren, weiterliefen, bis das Falsche zum Richtigen wurde - höchstens lachten sie über ihre Dummheit wie über einen Witz.

Reinhard träumte, er könne fliegen, und auf die gleiche Weise träumte er das Verhältnis mit Frau Feige: die Berührung, die er normalerweise fürchtete, die sexuelle Erregung, der Orgasmus. Danach heulte er oft. Dann ließ er es nicht zu, daß Frau Feige ihn streichelnd tröstete, und reagierte wie sonst mit Panik auf die Berührung durch einen anderen Menschen; versteckte sich: krümmte sich zusammen, ballte die Fäuste, sein Gesicht schmerzverzerrt.

Anders als Reinhard, der ihn bewunderte, und Plissier, der sich ihm freundschaftlich-gleichberechtigt verbunden fühlte, war Johann Steinke immun gegen Harald, und widerstand seiner Anziehungskraft. Doch einmal, als sie sich im Hof trafen, wo Harald Rohre in den Lieferwagen lud, laut dabei zählte und mit den Fingern berechnete, die Rohre Länge und Durchmesser sortierte, sprach Johann, der weiterhin (wie zum Beispiel auch Plissier) der Illusion eines Lebens mit erweitertem Horizont nachhing, mit Harald König, den er wegen seiner gierig-beschränkten Sinnlichkeit verachtete und den er für ein Schwein hielt - aber glücklich, sagte Johann zu Mariellchen, als sie auf dem Wüstenbilder-Treppenabsatz zusammenstanden, Johann von Mariellchens Liebe selbstverständlich nichts

ahnend, und Mariellchen bestätigte: der König aus dem fünften Stock war ein zufriedenes Schwein, aber hilfsbereit! -, ausgerechnet Harald König erklärte Johann seine Situation: Ein Mann mit seiner Erfahrung und seinem Wissen werde bald wieder in einer leitenden Position tätig sein; er habe Aussichten und Eisen im Feuer dort und da. Die Leute in den Chefetagen, sagte Johann, hätten eine Nase für Führungsqualitäten und Leistungsbereitschaft. (Er dachte: Sie werden mich erkennen.) Eine verübergehende Lösung sei sein Aufenthalt hier im Haus, eine notwendig erfolgte Maßnahme. (Wann war Steinke eigentlich eingezogen? Hatte es eine Zeit gegeben, in der Johann nicht im Haus gewohnt hatte? Allein wie lange Mariellchen Stojan, die Kuh, bereits in ihn verliebt war!) Harald zählte und murmelte Flüche, während er die Rohre verstaute. Die Rohre schepperten. Johann redete:

- Ein Mann mit seiner Erfahrung und Flexibilität, sagte Johann, der ein Unternehmen mit aufgebaut habe, der vom ersten Tag an dazu beigetragen haben, daß die Firma sich erfolgreich am Markt behaupten konnte, Menschen wie er, die Visionen hätten und eine Vision in die Wirklichkeit umsetzen und wahr machen konnten, seien für eine funktionierende Wirtschaft unentbehrlich. Soll es wirtschaftlich noch einmal aufwärtsgehen mit diesem Land, dürfe ein solcher Umgang mit wertvollen Kräften nicht mehr zu den Mitteln gehören, durch die ein Unternehmen zu gesunden versuchte. Einsparungen! rief Johann.

Johann hatte sich die Finger eingequetscht und fluchte: Er würde ihm gleich eins in die Fresse hauen, sagte er zu dem Rohr.

Man sieht ja, sagte Johann, wohin wir mit dieser Einstellung geraten sind.

Eben, eben, eben, antwortete Harald König mit Reinhard's Lieblingswort und ignorierte das schmerzhaft Klopfen in seinen Fingern. An diesem Vormittag war es so:

Johann, der sonst immer schwieg, redete, lachte dabei sogar gutmütig und gestikulierte, während der große Redner und Schreier Harald sich anhörte wie Reinhard, das Schaf, und Ursula Opitz die mit einer Handvoll Kartoffelschalen, in Zeitungspapier eingeschlagen, über den Hof ging - nicht schlurfend, doch, wie es bei sehr alten Leuten manchmal der Fall ist, auf unscharfe, zittrige, bebende Weise -, Ursula dachte, wie verkehrt es an manchen Tagen

zuging: Wie der Kluge dumm wurde und der Starke zur Maus vor gewissen Dingen. Hatte nicht Karl, der Dummkopf, sie, wenn's drauf ankam, in einer Hand gehalten und hoch über seinen Kopf gehoben wie der Affe im Film die püppchengroße Frau? Heute war eine Zeit - viel zu warm für Februar-, in der es drunter und drüber ging und der stille Johann Steinke - der, als er eingezogen war, ihre Neugier erregt hatte - warum, hatte Ursula gerätselt, war der mit seinem vornehmen Gang und seinem Schweigen ins Viertel gekommen? Sie hätte das Geheimnis gern gewußt; nach und nach aber war Johann einer von ihnen geworden und nicht länger interessant, wie die anderen Mieter ein Männchen im Wetterhäuschen, eine unveränderliche Größe, von Zeit zu Zeit auftauchend - eine Zeit, in der der Stille heftig gestikuliert, mit auf die Nase gerutschter Brille und hektisch roten Wangen gar nicht vornehm quakte, daß es von den Mauern widerhallte, während Harald König, den Ursula fürchtete, den sie, als sie dazu noch in der Lage war, am Monatsanfang mit süßen Kleinigkeiten zu befrieden versuchte - sie fürchtete seinen Zorn genauso wie sein alles zerschlagendes Lachen, wenn er dick und stark im Unterhemd neben ihrem Karl stand -, sogar mit ihm flirtete,, die Augen kokett aufschlug oder, um ihn zu gewinnen, mit den Hüften wackelte, ihr Alter vergessend - der König sagte der alte Weinzierl immer zu Feige, dem Hausmeister, sei der einzige, der die alte Hexe (das böse Weib) im Zaum halten könne -, während ausgerechnet der Großsprecher Harald König dastand und nur leise fluchte und vor Verlegenheit nicht von seinen Rohren hochblickte.

Eine Umkehrung in Liebschners Haus im Wolfsgrund (Liebschner beschwerte sich):

Vor dem Brand saß Christine Liebschner im Schaukelstuhl in der Diele, Liebschner stand, wütend, mit nach oben gezogenen Schultern, die Hände in den Hosentaschen, vornübergebeugt vorm Spiegel, ihr gegenüber; sie hielt den Kopf gesenkt und hatte die eckigen dünnen Arme um den Körper geschlungen.

- Sieh mich an, wenn ich mit dir rede.

Er hatte gute Gründe, wütend zu sein. Er komme, sagte Liebschner, soeben vom Haus, wo er sich wieder einmal der Kleiber habe erwehren müssen

deiner Freundin, sagte Liebschner zu Christine, die nun hochblickte; aus ihren Augen schaut der Wahnsinn, dachte Liebschner, der nicht zum Literarischen neigte; aus ihren Augen schaut der Wahnsinn, dachte er wieder, oder das Nichts, wie bei einem feindlichen Wesen aus dem Weltraum; Science-fiction-Filme sah sich Liebschner gern im Fernsehen an, Filme, in denen es ums Überleben ging, um das Weiterbestehen der Welt oder eines Raumschiffs, um das Weiterbestehen eines einzelnen, eines letzten Kämpfers -
 - mit Händen und Füßen habe erwehren müssen, sein Unglück sei diese Frau und auch ihres, Christines, schau doch bloß in den Spiegel, sagte Liebschner. Er hatte auf dem Nachhauseweg am Imbiß Schnäpse zur Beruhigung getrunken und war mit einem alten Männchen, das ihn zu kennen schien, in Streit geraten: Das Männchen hatte zu krakeelen begonnen und Liebschner die Pest gewünscht und den Krebs - in den Eiern und im Arsch, schrie es. Alle Teufel würden ihn, Liebschner, den Verbrecher und Wucherer, spießen in der Hölle und grillen, sollte er endlich verrecken. Liebschner trank und lachte; er dachte an das Gespräch mit Katharina Kleiber und Mariellchen Stojan - Plissier, der es besser wissen sollte, war auch hinzugekommen, zwischen den beiden Frauen hervorbringend - Liebschner kannte flüchtig Plissiers Vater - gemeinsame Interessen, man hatte sich begrüßt, sich die Hand gereicht! Der Alte hörte mit seinem Geschrei nicht auf - Leute wie Liebschner, Spekulanten und Gesindel seien früher, unter Hitler, sagte er, an die Wand gestellt worden, und Liebschner regte sich, wenn er alles bedachte - jetzt auch dieser schreiende Zwerg -, schließlich doch auf und bellte: Halt's Maul.

Darauf hatte das Männchen gewartet. Er schüttete mit einem Schlenker des Handgelenks sein Glas - es war nur noch halb voll - über Liebschners Hose aus.

Die Feuchtigkeit in den Wänden, den Außenmauern, war Katharinas als erstes vorgebrachte Beschwerde; eine Rheuma und Atembeschwerden verursachende Nässe, die bei dem Kind Karla, dem Töchterchen der Hausmeisterfamilie bereits zu chronischem Husten geführt habe. Dabei zitterten Brüste vor Anstrengung, denn ihr Streben nach einem bessern Zustand, ihre Sehnsucht nach Gerechtigkeit, lag im Widerstreit mit ihrer ängstlichen Natur, die jedem Ärger lieber auswich und dem Druck lieber nachgab: gern lächelnd und dazu mit einer Fettschicht geschützt.

- Gegen die Mauernässe müsse etwas getan werden und daß es im ganzen Haus, im Treppenaufgang und in den Fluren, keine intakte Lampe, kein Licht gebe.

Mit ihm habe das nichts zu schaffen, sagte Liebschner hierzu - inzwischen redete aber bereits Mariellchen Stojan, so daß die Stimme des Hausbesitzers unterging - es gebe Mieter, zitierte unhörbar Liebschner den Hausmeister, die stählen wie die Raben, und Feige sei tagein, tagaus, mit dem Auswechseln der Glühbirnen beschäftigt.

Er hatte das Männchen am schmutzigen Hemd gepackt und vom Stuhl gezogen, hatte den dünnen Hals mit riesigem Adamsapfel, die lose Haut gesehen, die tatrachten Hände, die sich gegen seinen Griff zu wehren versuchten, dann mischte sich der Imbißwirt ein und legte Liebschner den Arm um die Schultern, zog ihn von dem alten, verwirrten Mann weg und schenkte noch einmal nach.

Die grauenvollen Wochen im Winter führte Mariellchen an - eine kleine, forsche Person, eine Trinkerin, dachte Liebschner -, in denen es weder heißes Wasser noch Heizung gegeben hatte, ein unhaltbarer Zustand.

(Der Hausbesitzer: Ein milder Winter! Ein milder Winter! Frau Stojan, wie lange kennen wir uns schon!)

Wie sie die Führung übernahm!, wo jeder wußte, daß die Idee, sich zu beschweren, die Beschwerden Punkt für Punkt vorzubringen, von Katharina stammte und Mariellchen sich wenig aus diesen Dingen machte: allerdings gab sie sich gern dem Gefühl hin, gewissermaßen beteiligt zu sein.

Als wären die Beschwerden, als wären Katharinas bebende Brüste und Mariellchens Keifen (nicht wirklich ein Keifen, eher das aufgeregte Plappern der Alkoholikerin, die sich selbst gern als "fröhliche Person" sieht) nicht längst ein Ritual, berichtete Liebschner seiner Frau davon mit empörter Stimme: Feuchte in den Wänden! Ein Unsinn und eine Dreistigkeit sei das, habe er doch den Zustand der Mauern von Sachverständigen prüfen lassen.

Warum bist du hingegangen? Fragte Christine, die trotz der Gleichgültigkeit, hinter der sie ihre Ängste verbarg, trotz der Trance, in der sie steckte, über Liebschners kurzes, heftiges Verhältnis mit der rundlichen Frau Feige Bescheid wußte - eine vulgäre Person, in den Worten von Katharina Kleiber, die der Hausmeistersfrau nichtsdestoweniger beistand und

sie tröstete an Abenden, an denen der sonst gutmütige Feige in Tobsuchtsanfällen, die sich aus Rechthaberei und der Sehnsucht nach geordneten Verhältnissen mischten, seine Frau mit seiner Kritik zum Weinen und Aus-der-Wohnung-Laufen brachte -, genauso, wie sich Christine im klaren war über die ungesunde Abhängigkeit ihres Mannes von Harald König und das zwanghafte Zusammensitzen mit König und den anderen, um sich Pornofilme anzusehen - sie erinnerte sich an den Herbst, als es mit dieser Unsitte anfang; irgendwelche Wahlen hatten stattgefunden, und die Stadt hing voller Gesichter. Sie schaukelte: die falsche Empörung über ein jährlich stattfindendes Schauspiel machte sie mißtrauisch: daß Katharina sich über den Zerfall des Hauses beschwerte - ihre Freundin mochte ihren Mann genauso wenig, wie dieser Katharina nicht ausstehen konnte - das wurde zwischen den beiden Frauen nicht ausgesprochen - manchmal dachte Christine schaukelnd, Katharina hasse Liebschner sogar aus tiefem Herzen -, daß die Stojan den Mund aufriß und Plissier dabeistand - seit wann lebte eigentlich Plissier im Haus? - daß vergessen wurde, Öl für den Winter zu bestellen und so fort. Sie kannte das alles.

(Christine hatte sich aufgegeben. Nur die Angst um ihre Tochter schnürte ihr manchmal die Kehle zu.)

Überraschenderweise machten der alte Opitz und Mariellchen Stojan - zwei Klappergerippe und Schattengestalten - einen Spaziergang über den Hof zusammen, bis zur Kreuzung und wieder zurück - schlurfend, langsam Fuß vor Fuß setzend, langsam vorwärts kommend - aufgrund seines Alters Karl Opitz, aufgrund ihrer fortgeschrittenen Alkoholkrankheit Mariellchen. An der Kreuzung machten sie kehrt. Sie stützten sich gegenseitig. Sie munterten einander auf. Sie genossen die Sonnenwärme im Gesicht und auf den Händen. Beinahe sehnte sich Mariellchen nicht mehr, weder nach Johann Steinke noch nach etwas anderem, und sie hörte auf unbestimmte Weise dem alten Opitz zu, der von der Zeit erzählte, als er und seine Frau - die Ursula, sage er -, hierher gekommen waren, aus der großen, aber kalt-düsteren Wohnung in der Nähe des Parks ausgezogen und in die damals neue, moderne, helle Zweizimmerwohnung im vierten Stock eingezogen war; einer Genossenschaft habe das Haus damals gehört. Daß Spekulanten wie der jetzige

Hausbesitzer Liebschner Häuser wie dieses kaufen konnten, sei später erst möglich gewesen, und vor ihm habe eine ganze Reihe von Gangstern das Haus in Besitz gehabt, eine Galerie krummer Verbrechervisagen. Der Geist von damals, als es noch eine Hausgemeinschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl gegeben habe, sei, sagte der alte Opitz, zentimeterweise nur vorwärtskommend auf dem Spaziergang, dabei aber den rechten Arm erhoben hielt und mit dem Zeigefinger in die Luft stach - mit dem linken Arm hatte er sich bei Mariellchen Stojan untergehakt, de Geist frohen gemeinsamen Schaffens, sagte Karl Opitz mit Pathos, sei in den Jahren und Jahrzehnten, er habe seit langem aufgehört zu zählen, praktisch unwiederbringlich erstickt und ruiniert und erledigt worden, übriggeblieben sei der blanke Egoismus, das ausschließliche Denken an den eigenen Nutzen und die Gier. Mariellchen Stojan schwitzte. Kleine Wassertropfen krochen über ihre Haut, zwischen den Brüsten und über den Bauch; die Wärme war ihr jetzt nicht mehr angenehm: die Sonne war stechend, die heiße Luft ließ sich schwer einatmen. Sie dachte an die Reisen, die sie früher unternommen hatte. Auch in sonnige Länder! Italien! Jugoslawien, die Dalmatinische Küste! Sie beneidete beinahe ihr früheres Selbst, haßte die unabhängige Geschäftsfrau, die sie gewesen war. Jeden Morgen: schick und frisiert. Auch wenn es nicht leicht war. Es war schwer, den Kopf über Wasser zu halten und den Laden vor der Pleite zu bewahren. Geschäftlich war sie auf Reisen gegangen, und zum Badeurlaub in sonnige Länder. (War sie mit ihrem Mann verreist? Sie konnte sich nicht erinnern. Sei erinnerte sich an einen Wirt, der Franjo hieß und in der Nähe von Split ein Motorboot besaß, mit dem er die Touristen aufs Meer hinausfuhr.) Doch trotz der Reisen und des eigenen Hauses war es harte Arbeit gewesen, und mit dem zynischen Klarblick der Alkoholikerin wußte sie in Momenten genau, wie furchtbar und lächerlich das Leben gewesen war, das sie geführt hatte, und wie sie ihre Seele angestrengt und nüchtern gemartert hatte, und klar sah sie in Momenten auch die Lüge ihrer Liebe zu Johann Steinke, die doch überhaupt nicht, wie sie im Grunde wußte, geeignet war, sie festzuhalten und Gewicht zu verleihen. Beide, Karl Opitz und Mariellchen Stojan, verloren sich auf ihrem gemeinsamen Spaziergang in die Vergangenheit. Wie sie sich für den alten Opitz verschönte und für Mariellchen zur Sehnsucht und sofort auch zum Hohn wurde wie ihr Leben heute, die vielen Jahre des

Müßiggangs im Haus. Reinhard, der am Fenster saß, sah die beiden von einem blauen Schein umgeben, das heißt, sie waren vielleicht schon gar nicht mehr da (das heißt tot.

Zu den Filmabenden bei Harald König kam, als das, was sie Hausgemeinschaft nannten, noch bestand und funktionierte, der Hausbesitzer Liebschner, der mit Frau Feige, der Hausmeistergattin, ein Verhältnis hatte und auch danach noch: im Bann von Harald König, aus dem Liebschner nicht auszubrechen vermochte: Hexenkreis, Fesseln, gegen die seine Kraft und seine Mittel nicht ausreichten; Karl und Ursula Opitz gingen hin, aus halbblinden Augen blinzelnd, aus Respekt vor Harald König und aus Angst vor seinem Zorn und vor den Taten, zu denen er im Zorn imstande war, Rache- und Bestrafungstaten, wie die Alten sie gewohnt waren, eine Angst, die in den Knochen steckte. Solange es noch ging, brachte Ursula Vanillecreme mit oder im Winter Punsch. Katharina Kleiber ging hin, weil sie Harald König liebt, und das hieß für sie immer - trotz ihrer leidvollen Erfahrungen, daß sie sich einem Menschen bedingungslos unterwarf, daß es für sie immer noch eine Freude war, zu vertrauen, und wenn sie vertraute, bedingungslos zu vertrauen - trotz der Reinfälle in der Vergangenheit. Obwohl sie wußte und es auch laut aussprach, daß Harald ein Schwein und Redner war, primitiv und zur Brutalität neigend, wie sie auch zu andern sagte, zu Christine und einmal Mariellchen Stojan gegenüber, die zu betrunken war, in ihrer eigenen Realität steckte oder, wie der junge Weinzierl es ausdrückte: auf ihrem eigenen Planeten hockte, um Katharina zu verstehen - obwohl Katharina sich über den Charakter ihres Freundes im klaren war, tat sie mit Lust, was er wollte, und himmelte ihn an. So, wie Reinhard Harald anhimmelte und verehrte; ohne es in Worte fassen zu können, war Harald für Reinhard wie das Haus selbst, der Schutzherr des Orts; dennoch kam Reinhard nie in die Wohnung unterm Dach, das fiel ihm nicht ein. Mariellchen Stojan ging auch nicht hin: Harald war ihr zu gewöhnlich und ordinär. Harald stincke, sagte sie zu Plissier, der sich in der letzten Zeit, was Harald betraf auch zurückhielt und wartete, bis die Wogen sich geglättet hatten: ihnen beiden war ein Coup mißglückt, ein Geschäft zwischen Plissier und Harald auf der einen und den Leuten aus dem Club auf der anderen Seite war geplatzt; deshalb hielt Plissier sich bedeckt: piano, piano, sagte er.

(Die ersten Wochen nach dem Brand schlief Plissier im Park; er hatte völlig die Orientierung verloren. Reinhard war ins Heim verbracht worden, Mariellchen Stojan bei Bekannten im Viertel untergekommen. In der Notunterkunft, den "Baracken" warteten neben dem Ehepaar Opitz auf Bescheid das Hausmeisterehepaar Feige mit seinen Töchtern. Verschwunden waren Harald König, der von der Polizei gesucht wurde, der junge Weinzierl, den niemand vermißte, und Johann Steinke.)

Johann Steinke holte, als es brannte, Mariellchen Stojan heraus, die im Stupor auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer lag, während auf dem Fernsehschirm ein Rennwagen ausbrannte: das Rennen ging weiter, kauerte, halbwegs im Koma, auf dem Sofa mit offenem Mund, schlaff herunterhängenden Armen, etwas in ihr träumte

- sie roch Verbranntes

träumte, wie sie als Kind zum Johannisfeuer am Dorfrand ging mit ihren Brüdern, träumte, Funken tanzten und Glühwürmchen, Feuerkäfer tanzten. Der Rauch war dick und so köstlich, als verberge sich dahinter etwas Eßbares. Mariellchen seufzte in ihrer Reglosigkeit; steif und mit offenem Mund saß sie da, auch die Augen standen offen und starrten in den Fernseher; der verunglückte Rennwagen brannte noch lange weiter, als ein Rettungsauto längst herangefahren war und Sanitäter den verletzten oder toten Fahrer auf der Bahre weggetragen hatten. Mariellchen hatte den Ton am Fernsehgerät weggezerrt, doch selbst wenn sie die Lautstärke höher geschaltet hätte, hätte sie die aufgeregte Rede des Moderators nicht gehört: So taub und steif lag sie im Versteck ihrer Seele. Draußen schlug Johann, der nun doch zu ihrem Retter geworden war, gegen die Wohnungstür.

Wie leicht so ein Haus brennt und untergeht!

Karl Opitz, der senil war (nach dem Brand wurde es wirklich schlimm), hatte sich den Sinn für Gefahr bewahrt: die Bewußseins- und Wahrnehmungsschärfe auch nachts und im Schlaf, die Männern seiner Generation noch beigebracht und eingedrillt worden war, während die Jüngeren naiv und unbesorgt in den Tag hinein lebten, in das helle Tageslicht hinein liebten, als verberge sich hinter ihm nichts, als könne das, was ich hinter ihm

verbar, nicht jederzeit hervorbrechen und die Dummköpfe überfallen, immer erst hinterher beklagten sie sich und lagen den Leuten in Ohren, aus allen Wolken gefallen und wie vom Donner gerührt: darüber hatte Opitz oft nachgedacht, und er dachte daran jetzt, als er - in langen Unterhosen und Straßenschuhen, die er, sich mühselig bückend, zugeschnürt hatte, noch in der Gefahr die Gefahren bedenkend, mit nackter, magerer Brust - sich auf die Suche nach Ursula machte, die noch angezogen in der Küche saß und brütete und nichts vom drohendem Unglück gemerkt hatte, wie er es, im Bett dösend, gemerkt hatte, um sie an der Hand zu nehmen, zu fliehen und sich und sie in Sicherheit zu bringen. Mariellchen hörte endlich Johanns Pochen und schwankte, stolperte durchs Wohnzimmer, an der Wand entlang, durch den Flur zur Wohnungstür, fiel über die auf dem Fußboden verstreut herumliegenden Schuhe und Kleider: in ihrer Wohnung war die Unordnung so, daß kein Ding seine Form oder seine Farbe behalten hatte und alles ineinander überlief, der Gestank so dicht, daß der Rauch beinahe ankam (der Rauch in der Wirklichkeit, nicht der, der immer noch von dem brennenden Auto auf dem Fernseher hochstieg); doch das Feuer würde vor der Verkommenheit nicht haltmachen.

Reinhard wußte nicht, wie er ins Gärtchen gelangt war, wußte nicht, warum er im Gärtchen stand und zum Haus sah. Im ersten (oder im zweiten) Stock schien es gelb und rot.

(- Als es bei der Verhandlung um die Frage ging, wo das Feuer ausgebrochen war, ob im Erdgeschoß, im Hauseingang, wo jeder Schabernack und jede Schweinerei, hieß es übereinstimmend von seiten der Hausbewohner, je stattgefunden hatten - als Knallfrösche in den Briefkästen explodierten oder in der Ecke ein Scheißhaufen lag - menschliche Exkreme!" -, als sich eine Prozession von Maden - weiß wie Reiskörner, sagte Ursula Opitz aus, die von allen Mietern den klarsten Kopf behalten hatte - über die Fliesen schlängelte, zum Ausgang hin, und man sich einen Weg durch Dreck und Papier bahnen mußte oder ob das Benzin im zweiten Stock ausgeschüttet und angezündet worden war, im Flur vor Katharina Kleibers Tür, kam es zu keiner Einigung zwischen den Sachverständigen, die aus den gleichen Informationen völlig unterschiedliche Schlüsse zogen.)

Mariellchen träumte stolpernd von der Limonade, die sie als Kind getrunken hatte, der Zitronengeschmack, der sich kalt in der Brust und im Bauch ausbreitete. Durchs

Treppenhaus zogen stumm die Feiges: Vater, Mutter, Clara und ihr Schwesterchen, ein Gespensterzug. Dann flüsterten sei, als gäbe es Geheimnisse; Hausmeister Feige flüsterte seiner Frau ins Ohr, deren aufgeschwollener Körper glühte, die Haut war rosig. Der Mann hielt sie, r hatte den um ihre Taille gelegt, tröstlich und stützend und sie vorwärtsschiebend, und spiegelbildlich ahmte Clara ihn nach, tuschelte mit der kleinen Schwester und streichelte sie.

Durch Familie Feige drängte ich Ursula, die Karls Hand fest gepackt hielt und in ihrer Ehegemeinschaft wieder die Führung übernommen hatte.